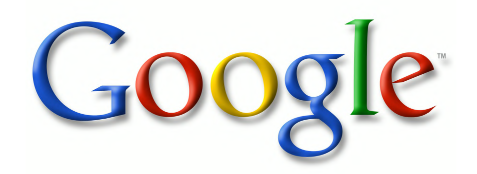
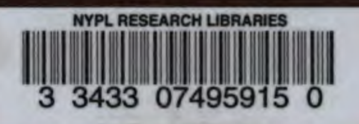
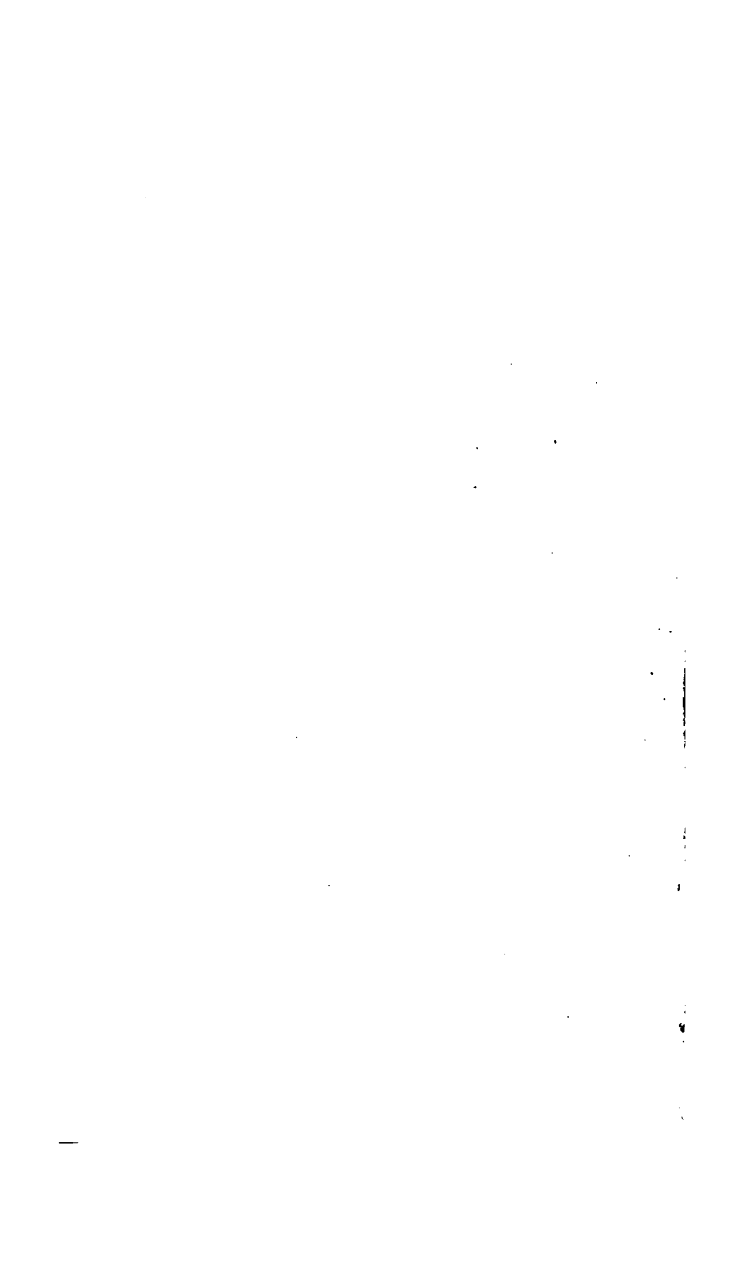
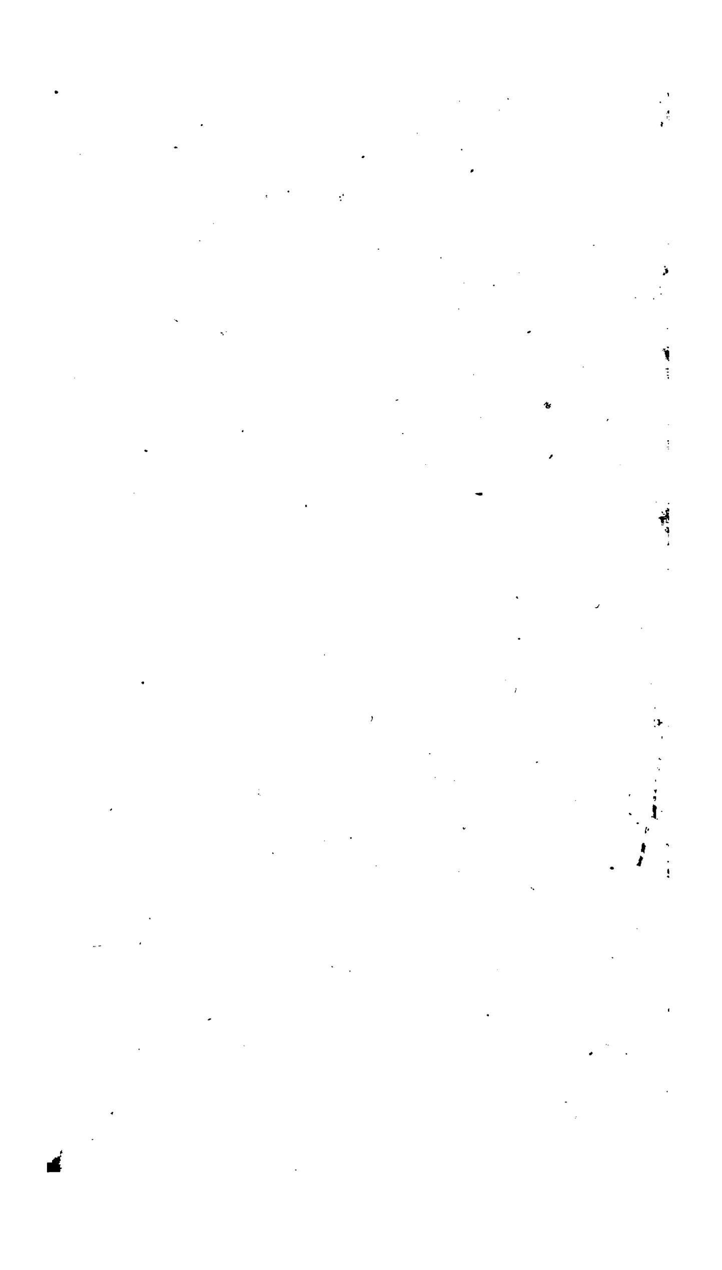










Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Erster Theil.

Neue, unveränderte Auflage.

Berlin, 1796.
In der Vossischen Buchhandlung.

Vorbericht.

Von den Lessingschen Schriften, welche in den Jahren 1753 — 56 zu Berlin in sechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Theil seit langer Zeit verdammt, der Vergessenheit gänzlich überlassen zu werden. Verfasser und Verleger waren darüber einig geworden; und besonders glaubte jener, diesen Entschluß sowohl sich selbst als dem Publikum schuldig zu seyn. Das Publikum wächset täglich an Einsicht und Geschmack: aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurück geblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet.

Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfasser den Wunsch abgelockt, das häm-

sche Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Absicht auf diesen Wunsch hat er sich zu einer neuen Sammlung entschlossen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen gesonnen, worauf die Liebhaberey des allernachsichtvollesten Lesers nur immer einigen Werth legen könnte.

Gegenwärtiger erster Theil kann davon zur Probe dienen; wobey der Verfasser weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke desselben auf eben die Entschuldigung Anspruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte.

1771.

Sinn-

Sinngedichte.

(1)

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen seyn.

(2)

Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

(3)

Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweymal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld,
Bewahrt', auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult.
Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen:
Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

(4)

Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu als eingenthümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl ich nicht.



(5)

Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm,
So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam.
Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken,
Und martert sich und stirbt.

(6)

An den Marull.

Groß willst du, und auch artig seyn?
Marull, was artig ist, ist klein.

(7)

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abentheuer durch das Land.
Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen;
Und giebt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen,
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

(8)

Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax. Ja freylich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

(9)

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest?
Weil, nach des Schicksals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

(10)

Auf Lucinden.

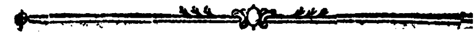
Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde,
Durch nichts wird sie mehr roth gemacht.
Zweydeutigkeit und Schmutz und Schand' und
Sünde,
Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigstens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

(11)

Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.

Als Gott zuerst erschien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu
Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er, als Mann, in schmeichelhaftem
Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen
Ehren —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich
bethören.



(12)

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil
Nun seine sechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut so viel?
Wer möchte so ein Gut nicht haben?

(13)

Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben.
Denn sollt' ich auch die sechste drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

(14)

An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Ge-
wicht:
Ihr fodert euch, und stellt euch nicht.

(15)

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

(16)

Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein
Sie um dieß Jungfernstift muß seyn!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

(17)

An den Doktor Sp **.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen
Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich dankte dieser
Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl so früh nicht lügen
lehren?



(18)

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann!
Wie weit er sich zurück erinnern kann!
Bis an die ersten Kinderpossen:
Wie viel er Vögel abgeschossen,
Wie manches Mädchen er begossen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammen-
brust,
Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indessen,
Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieß.



(19)

Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bey Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

(20)

Auf den Rufus.

Weiß ichs, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dieß weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

(21)
Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht.
Sie ist ein Engel von Gesicht,
Von Huf ein Teufel.

(22)
An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?
„Wie meynst du, Fremder, diese Frage?
„Er sieht und übersieht mich alle Tage.

(23)

Auf einen adeligen Dummkopf.

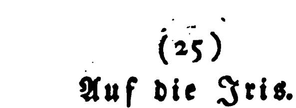
Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Aelterahn
War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

(24)

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen,
Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen,
So sey die Summe dieß: „Er lebte schlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht.

(25)



(25)

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust
Reizt uns, o D*, zu welcher Lust!
Doch ihr erbärmliches Gesichte,
O D*, macht Reiz und Lust zu nichte.
Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen,
Und Gift und Gegengift beysammen.

(26)

Auf Frau Trix.

Frau Trix besücht sehr oft den jungen Doktor
Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich
krank zu Bette.

(27)

Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Gestank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, sie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

(28)

Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte.

Die goldne Dose, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.



(29)

Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode.

Es sagte, sonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieser Noth?
Ein Zehntheil von der Stadt sprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geschrey
Ein bloßes blindes Lärmen sey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil sprach,
Die andern neune nach.

(30)
Auf den Gargil.

Mit richtrisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr schreibt, löscht und schreibt er wieder.
Sein Lied ist Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Possen schenken?

(31)
Die Flucht.

„Ich flieh, um öfter noch zu streiten!"
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß: (so übersetz' ich ihn)
Ich flieh, um öfter noch zu fliehn.

(32)

Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schütte —
Sind beides, Bütt' und Mensch nicht allzu morsch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

(33)

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erspar', ererb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und stirb!

(34)

Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester; eins, zehn Thaler
werth.

Kunz. Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.

Hinz. Kann seyn! kann seyn, Gevattersmann!
Bey Nestern fingen die denn an.

(35)

Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.



(36)

Auf Stipsen.

Stips ist, troz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verprasset sein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit fassen? —
Will Stips sich noch erst adeln lassen.

(37)

Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und schwach an Kräften,
Entschlägt sich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geschäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.

Die kleine trübe Neige Leben,
Ist er in seinem Gott gemeynt,
Der geistlichen Beschauung zu ergeben;
Ist weder Vater mehr, noch Bürger mel
noch Freund.
Zwar sagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübsches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böse Welt, wie ungerecht!
Ihm so was übel auszulegen!
Auch das geschieht bloß der Beschauung weg(

(38)

An Grillen.

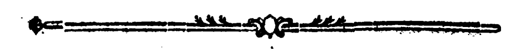
Sey kürzer! sprichst du, Grill. Schwe
Grill! du bist nicht klug
Ist das dir kurz genug?



(39)

An den Salomon.

Hochweiser Salomon! dein Spruch,
„Daß unter tausenden kein gutes Weib zu finden,"
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungensünden;
Und jeder Fluch ist minder Fluch,
Als dieser schöne Sittenspruch.
Wer sie bey Tausenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiser Mann,
Muß sich bey Tausenden der Probe freylich schämen,
Wird drüber wild, und lästert dann.



(40)

Auf ebendenselben.

Daß unter tausenden ein weiser Man
Kein gutes Weibchen finden kann;
Das wundert mich recht sehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß, unter tausenden, ein weiser Mann
Nicht Eine gut sich machen kann.

(41)

Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt:
Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einz'ge hält.



(42)

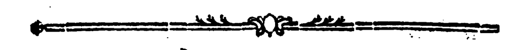
An den Aemil.

Mit Unrecht klagest du, treuherziger Aemil,
Daß man so selten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

(43)

Trux an den Sabin.

Ich hasse dich, Sabin; doch weiß ich nicht weswegen:
Genug, ich hasse dich. Am Grund' ist nichts gelegen.



(44)

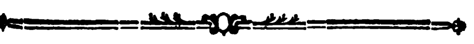
Antwort des Sabin.

Hass' mich, so viel du willst! doch wüßt' ic
gern, weswegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund' ist mi
gelegen.

(45)

An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als dir nur mög
lich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betriegen.
Ein einzigmal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.



(46)

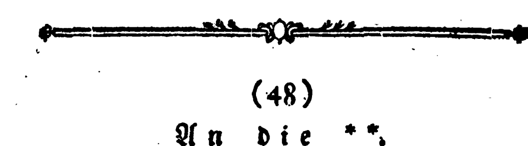
Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu benei-
den ist,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorin-
den küßt:
Das möcht' ich wohl entschieden wissen, —
Da beide sie gemalt nur küssen.

(47)

Entscheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill ist noch am besten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

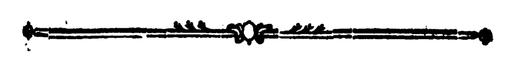


(48)
An die **.

Du fragst: Wer giebt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn, und wessen Sohn? —
Du schweigest? — Nenn' ihn Pan.

(49)
Auf Alandern.

Alander, hör' ich, ist auf mich gewaltig wild;
Er spöttelt, lästert, lügt und schilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was? als ob nicht auch sein Bruder an der Kette
Auf die am heftigsten, die er nicht kennet, billt.



(50)

Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht
in Brand.
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bey der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

(51)

An Einen.

Du schmähst mich hinterrücks? das soll
mich wenig kränken.
Du lobst mich ins Gesicht? das will ich dir
gedenken!

(52)

Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts;
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub
aus Nichts.

(53)

Auf den Kodyll.

Der kindische Kodyll wird keiner Steigrung
satt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er sieht: um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

(54)

An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch spiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umsonst Gesellschaft leisten will.

(55)

Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine liebe Pavian,
Der uns so manches nachgethan!
Ich wette, was er itzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

(56)

Grabschrift auf ebendenselben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keusch, als in der Welt kein Affe;
So ernst, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falsch. O welch ein Affe!
Damit ichs kurz zusammen raffe:
Ein ganz originaler Affe.

(57)
Auf die Phasis.

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr:
Nun ich sie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten sehe,
Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

(58)
Auf Nickel Fein.

In Jahresfrist, verschwor sich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu seyn.
Auch wär' es, traun! nach seinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.

(59)

Auf eine Liebhaberinn des Trauerspiels.

Ich höre, Freund, dein ernstes, schönes Kind
Will sich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn süße Thränen
Da zu vergießen sind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an schönen Zähnen?

(60)

Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuscherey! Bramarbas stand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief: Quartier!

(61)
Auf den Hablador.

Habladors Mund, Utin, ist dir ein Mund zum Küssen?
Wie er spricht, spricht dir niemand nicht? —
Wie sollte so ein Mann auch nicht zu sprechen wissen?
Er thut ja nichts, als das er spricht.

(62)
Auf den Mison.

Ich warf dem Mison vor, daß ihn so viele hassen.
Je nun! wen lieb' ich denn? sprach Mison ganz gelassen.



(63)

Der reiche Freyer.

Ein Bettler ging auf Freyersfüßen,
Und sprach zu einer Magd, die er nach Wunsche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf diese dürre Hand:
„Die soll uns wohl ernähren müssen!“
Die Magd besann sich kurz, und gab ihm ihre Hand.

(64)

Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, sprich doch! du kennst den Mann.

(65)

Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß *nur* die Reichen in der Welt
„Das meiste Geld besitzen.“

(66)

An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es also leckst, soll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieses wundert mich.

(67)

Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land,
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fischer in den leichten Sand.
Dein Mitleid, Leser, ist bei mir nicht angewandt!
Im Sturme scheitern und ersaufen,
Hieß mir Unglücklichem, mit Sturm in Hafen laufen.

(68)

An einen schlechten Maler.

Ich saß dir lang' und oft: warum denn, Meister Steffen?
Ich glaube fast, mich nicht von ungefähr zu treffen.

(69)

Auf eine Bildsäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, sich noch mächtiger
zu sehen,
Eleonora ward, sein Körper geistlos stehen.

(70)

Auf ebendieselbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für diesen Rath gegeben!)
Er stellt sich so nur ohne Leben.

(71)

Auf ebendieselbe.

Kommt diesem Amor nicht zu nah,
Und stört ihn nicht in seinem Staunen!
Noch steht er so, in Einem süßen Staunen,
Seit er Phillinden sah.

(72)

Auf ebendieselbe.

Die Unschuld naht sich ihm, und bebt:
Sie fühlt, sie fühlt es, daß er lebt.

(73)

Auf ebendieselbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von diesem Schalke ja zurück!
Gesetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm
geben.

(74)

Auf den Fabull.

Fabull verschließet alle Kisten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich niemand läßt gelüsten
Zu sehen, daß sie ledig sind.

(75)

Auf den trägen Y.

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Gut! daß du, ohne Müh kannst lachen,
So will ichs sonder Einfall machen.

(76)

Entschuldigung wegen unterlassenen Besuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bey dir seyn:
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.



Doch tausend Schritte sinds, die unsre Wohnung trennen;
Und hundert wohl noch oben drein.
Und wollt' ich sie auch gern, die tausend Schritte, rennen,
Und jene hundert oben drein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs, dich zwanzigmal nicht fände:
Denn öfters bist du nicht zu Hause,
Und manchmal bist du's nicht für mich:
Wenn nach dem langen Zirkelschmause
Der kleinste Gast dir hinderlich.
Ich wollte, wie gesagt, gern tausend Schritte rennen,
Dich, liebster Freund, dich sehn zu können:
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu sehn,
Verdreußt michs, Einen nur zu gehn.

(77)
An den Paul.

Es scheinet, daß du Paul, der einz'ge Trunkne bist:
Denn du willst nüchtern seyn, wo keiner nüchtern ist.

(78)
Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner schelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,
Ich einen Lügner dich gescholten?
Das leugst du, Polt, in deinen Hals,
Das leugst du als ein Schelm, und als = = =
Ha! das hieß Gott dich sprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht schelten.

(79)
Der kranke Star.

„Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott
Fried' im Staat,"
Gelobt der kranke Star, „so werd' ich ein
Soldat."

(80)
Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein! ruft der Färber; Brill' heraus!



(81)
Der Schuster Franz.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

(82)
Das Mädchen.

Zum Mädchen wünscht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, schwer zu betrüben,
Am Wuchse schlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig liest:
Weil alles, was es liest,
Sein einzig Buch — der Spiegel ist;

Das

Das immer gaukelt, immer spricht,
Und spricht und spricht von tausend Sachen,
Versteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen diesen tausend Sachen:
Genug, es spricht mit Lachen,
Und kann sehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünscht' ich mir! — Du,
Freund, magst deine Zeit
Nur immerhin bey schöner Sittsamkeit,
Nicht ohne seraphin'sche Thränen,
Bey Tugend und Verstand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel —
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben?
Heißt eingesegnet seyn, und Weib und Haus-
stand haben.

(83)

Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meynt ihr, daß geschah!
Fell starb am Stich? Ey ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

(84)

An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, ist fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen;
Und ist, vollkommen schön zu seyn,
Erstunken und erlogen.

(85)

An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freyer,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort sagt:
Sehr wohlfeil ist sehr theuer.

(86)

Auf den Kauz.

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf
mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

(87)

Auf den Lupan.

Des beißigen Lupans Befinden wollt ihr
wissen?
Der beißige Lupan hat jüngst ins Gras gebissen.

(88)

An den Leser.

Du dem kein Epigramm gefällt,
Es sey denn lang und reich und schwer:
Wo sahst du, daß man einen Speer,
Statt eines Pfeils, vom Bogen schnellt?

(89)
An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz
da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt ich besser brauchen:
Du kannst dir freyen Weg ja durchs Gedrän-
ge — hauchen.

(90)
An ebendenselben.

Dem hast du nur die Hand, und dem den
Kuß beschieden.
Ich, gnädger Herr von Dampf! bin mit der
Hand zufrieden.

(91)
Auf einen gewissen Dichter.

Ihn singen so viel mäß'ge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter.
Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und sich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beyfall schicket.
Doch so viel seh' ich ein,
Das Singen, das den Frosch im tiefen Schlamm entzücket,
Das Singen muß ein Quaken seyn.

(92)

An den Wesp.

Nur Neues liebest du? nur Neues willst du machen?
Du bist, mein guter Wesp, sehr neu in allen Sachen.

(93)

An den Trill.

Bald willst du, Trill, und bald willst du dich nicht beweiben:
Bald dünkt dichs gut, bald nicht, ein Hagestolz zu bleiben.
Ich soll dir rathen? Wohl! Thu, was dein Vater that:
Bleib frey; heirathe nicht! — Da hast du meinen Rath.

(94)
An ebendenselben.

Du nennest meinen Rath ein schales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekömmst du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freyen
Muß niemand Rath verleihen.

(95)
An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äußerst, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht schönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beschieden.

(96)
Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto
voller Schrecken:
Weh mir! nun kömmt er gar, die Todten zu
erwecken.

(97)
Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten.

Der Vater reimt und suchet allen,
Nicht wenig Kennern, zu gefallen.
Die Tochter buhlt: o! straft sie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

(98)
An ebendieselbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, ist schön:
Das muß ihr auch der Neid gestehn.
So schön, daß man es ganz vergißt,
Daß sie ein wenig buhlrisch ist;
So schön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimschmied ist.

(99)
Auf den Sextus.

Die, der ein Auge fehlt, die will sich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müssen beide fehlen.

(100)

Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böse Geist.
Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe wars, der Berthold heißt.
Kunz. Sey drum! so ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn sieh! Pfaff' oder böser Geist
Ist Maus wie Mutter, wie mans heißt.

(101)

Auf den Bav.

Ein schlechter Dichter Bav? ein schlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer seyn.

(102) Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten störet.
Sie bat, (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige)
Sie bat mit ernstlichen Geberden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!"

(103) Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

(104)

Auf die Hütte des Irus.

Vorbey verwegner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

(105)

Auf einen gewissen Leichenredner.

O Redner! dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich spricht.
Eh du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

(106)
Das schlimmste Thier.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißts Tyran,
Und Schmeichler von den zahmen.

(107)
Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünscht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre sie genug, das ist gewiß;
Allein so alt! — Ja, wenn sie älter wäre!

(108)

Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wisset, die ihrs noch nicht wißt:
So heißt Lucifer ein Engel, ob er gleich gefallen ist.

(109)

Klimps.

Der alte fromme Klimps, bey jedem Bissen Brodt,
Den er genoß, sprach: Segne Gott!
Den schönen Spruch nicht halb zu lassen, sprach
Und stirb! sein frommes Weib mit Hiobs Weib' ihm nach.

(110)
Der spielsüchtige Deutsche.

So äußerst war, nach Tacitus Bericht,
Der alte Deutsch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anstand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich selber, auf das Spiel zu setzen.

Wie unbegreiflich rasch! wie wild!
Ob dieses noch vom Deutschen gilt?
Vom Deutschen Manne schwerlich. — Doch,
Vom Deutschen Weibe gilt es noch.

(111)



(111)

Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

(112)

Auf die feige Mumma.

Wie kömmts, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?



(113)
Eine Gesundheit auf die Gesundheiten.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

(114)
Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

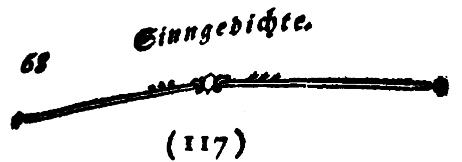
(115)
Der Schwur.

Ich schwöre Lalagen, daß sonder ihre Küsse,
Kein königliches Glück mein Leben mir versüße.
Dieß schwör' ich ihr im Ernst, wofern sie sich
ergiebt;
Und schwör' es ihr im Scherz, wofern sie mich
nicht liebt.

(116)
Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters.

Womit, o Zevs, hab' ich den Schimpf
verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?





(117)

Der Furchtsame.

Kaum seh ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh ich zum Keller hinein.
Was meynt ihr? ich suchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich suche den Wein.

(118)

An den Herrn V.

Du ladest zwanzig Schmauser ein,
Wovon ich keinen kenn' und dann mich oben drein.
Doch zürnst du, und erstaunst, warum ich nicht erscheine?
Ich schmause, Freund, nicht gern alleine.

(119)

Auf die Genesung einer Buhlerinn.

Dem Tode wurde jüngst vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unsrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war so alt doch nicht, und reizte manchen noch,
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
„Was?" sprach der schlaue Tod, der ökonomisch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfpfeil blindlings schwenket:
„Die Lais brächt' ich her? das wäre dumm genung!
Nein! Aerzt' und Huren — nein! die hol' ich nicht so jung!"

(120)
An zwei liebenswürdige Schwestern.

Reiz, Jugend, Unschuld, Freud' und Scherz
Gewinnen Euch ein jedes Herz!
Und kurz: Ihr brauchet Eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

(121)
An den Silius.

Mein Urtheil, Silius, von deiner Ueberschrift,
Dieß Urtheil soll nichts gelten,
Weil es die Reime nur betrift?
Was kann man sonst als Reim' an einem Reimer schelten?

(122)

Auf den D. Klystill.

Klystill, der Arzt — (der Mörder sollt' ich
sagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele
tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, sich zum Hu-
saren an;
Um das nie mehr zu thun, was er so oft gethan.

(123)

Auf Muffeln.

Freund Muffel schwört bey Gott und Ehre,
Ich kost' ihn schon so manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre;
Was kostet dich denn deine Zähre?

(124)
An ein Paar arme verwaisete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waisen seyd,
Das ist mir herzlich, herzlich leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beste Blut des besten Blutes seyd.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waisen seyd,
Das sey euch selber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

(125)
An den Vax.

Du lobest Todte nur? Vax, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich bald ins Grab zu legen.



(126)

Auf den Cytharist.

Jahr aus, Jahr ein reimt Cytharist
Zweyhundert Vers' in Einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entscheidet mir
die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug ist.

(127)

Der beste Wurf.
An ein Paar Brettspieler.

Zwey Vierer wünschest du, und du verlangst
zwey Einer:
Der beste Wurf im Brett bleibt darum den-
noch — keiner.

(128)

Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks so treu, so meisterlich,
Daß aller Welt, so gut als mir, das Bildniß glich.

(129)

Auf einen Zweykampf.

Warum zog das erzürnte Paar,
Sistan, und wer sein Gegner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzustecken.

(130)
Auf den Ursin.

Ursin ist ärgerlich, und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngst mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Gelesen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windspiel, oder er, hat ihn schon brav gekaut.

(131)
Auf den Veit.

Veit ist ein witz'ger Kopf, und zählet sechzig? — Nein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu seyn.

(132)

Die Vorspiele der Versöhnung.

Korinne schwur, mich zu vergessen:
Und doch kann sie mich nicht vergessen.
Wo sie mich sieht, und wo sie kann,
Fängt sie auf mich zu lästern an.
Doch warum thut sie das? warum erhitzt sie sich?
Ich wette was, noch liebt sie mich.

Ich schwur, Korinden zu vergessen:
Und doch kann ich sie nicht vergessen.
Wo ich sie seh, und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entschuld'gen an.
Doch warum thu ich das? und warum schweig'
ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich sie.



(133)

Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht bloß mein Freund; er ist mein andres Ich.
Dieß sagt er nicht allein, dieß zeigt er meisterlich.
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

(134)

Auf den Avar.

Avar stirbt, und vermacht dem Hospital das Seine,
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen weine.

(135)
Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich schwach und siech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

(136)
Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

(137)

Ihr Wille und sein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monats frist begraben.
Er. Den Willen kannst du haben.

(138)

Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb.

Hier lieget, die Beate heißen sollte,
Und lieber seyn, als heißen wollte.

(139)

Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeyet,
Sein Ende sey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verschwelgt, verspielt, verstreuet:
Sein End' ist wirklich da!

(140)

Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen schlimmen Wurf ein Auge jüngst verlor:
„Brav, Kammerade!" rief ein Spötter;
„Du giebst uns jedem nur Ein Auge vor."

(141)

An einen Autor.

Mit so bescheiden stolzem Wesen
Trägst du dein neustes Buch — welch ein Geschenk! — mir an.
Doch, wenn ichs nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunst: muß ich es dann auch lesen?

(142)

Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bey Seite dort gezogen!
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freylich nicht:
Allein ich seh doch, daß er spricht.

(143)
Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze
Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit
leider! lang.

(144)
Abschied an den Leser.

Wenn du von allem dem, was diese Blät-
ter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden:
So sey mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Epigrammata.



(132)

Die Vorspiele der Versöhnung.

Korinne schwur, mich zu vergessen:
Und doch kann sie mich nicht vergessen.
Wo sie mich sieht, und wo sie kann,
Fängt sie auf mich zu lästern an.
Doch warum thut sie das? warum erhitzt sie sich?
Ich wette was, noch liebt sie mich.

Ich schwur, Korinden zu vergessen:
Und doch kann ich sie nicht vergessen.
Wo ich sie seh, und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entschuld'gen an.
Doch warum thu ich das? und warum schweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich sie.



(133)

Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht bloß mein Freund; er ist mein andres Ich.
Dieß sagt er nicht allein, dieß zeigt er meisterlich.
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

---

(134)

Auf den Avar.

Avar stirbt, und vermacht dem Hospital das Seine,
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen weine.

(135)

Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich schwach und siech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

(136)

Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

(137)

Ihr Wille und sein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monatsfrist begraben.
Er. Den Willen kannst du haben.

(138)

Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb.

Hier lieget, die Beate heißen sollte,
Und lieber seyn, als heißen wollte.



(139)

Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeyet,
Sein Ende sey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verschwelgt, verspielt, verstreuet:
Sein End' ist wirklich da!

(140)

Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen schlimmen Wurf ein Auge jüngst verlor:
„Brav, Kammerade!" rief ein Spötter;
„Du giebst uns jedem nur Ein Auge vor."

(141)

An einen Autor.

Mit so bescheiden stolzem Wesen
Trägst du dein neustes Buch — welch ein Geschenk! — mir an.
Doch, wenn ichs nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunst: muß ich es dann auch lesen?

(142)

Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bey Seite dort gezogen!
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freylich nicht:
Allein ich seh doch, daß er spricht.



(143)

Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze
Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit
leider! lang.

(144)

Abschied an den Leser.

Wenn du von allem dem, was diese Blät-
ter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden:
So sey mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Epigrammata.

Ad Turanium.

Viventi decus atque ſentienti,
Turani, tibi quod dedere amici,
Rarus poſt cineres habet poëta,
Nec tu poſt cineres habebis ipſe.

Ad Gelliam.

Vota tui breviterſi, Gellia, noscere vatis,
Dignorum juvenum publica cura, cupis:
Spernit opes regum, regum quoque ſpernit honores;
Eſſe ſuus primum, tunc petit eſſe tuus.

In Ariſtum.

Neſcio, dum dicit, multum, mentitur Ariſtus.
Qui neſcit multum, paucula ſcire poteſt.

Ad Amicum.

Lætus es et pauper, ſciat hoc fortuna caveto,
Ne te felicem jam putet eſſe nimis.

Ad Ponticum.

Qua tua fronte legam, mi Pontice, carmina, quæris?
Num, precor, illa legam, Pontice, quære prius.

Ad Pompillam.

Vir fovet amplexu, nec tu prohibebis? amicas.
„Hunc ego? qui nobis jura dedit paria."
Aſt velit amplexu quis te, Pompilla, fovere?
Sic vir jura dedit, nec dedit illa ſimul.

In Cæcilianum.

Garrula fama refert te, Cæciliane, diſertum,
Nec minus eſſe pium, garrula fama refert.
Nil video, cur hæc credamus, Cæciliane.
Credo tamen: verum fama referre ſolet.



Ad * *.

Abs te cum laudor, tibi cur laudatur et Aldus?
Dicam, te laudis pœnituiſſe meæ?

In Albam.

Alba mihi ſemper narrat ſua ſomnia mane;
Alba ſibi dormit: ſomniat Alba mihi.

Ad Priſcum.

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus:
Carmen commendas munere, Priſce, mihi.

In Paulum.

Carmina tentemus: num quid tentare nocebit?
Paulus ait. Tenta! nil, nisi fama perit.

Ad Sosibianum.

Sosibiane, rogas, prodat Galathea quot annos?
Annos quod prodat nocte? diene rogas?

Ad Posthumum.

Quis melos auditu redimat, dic, Posthume, sodes,
Qui famam redimit, Posthume, morte sua.

Ad Tuccam, ludimagiſtrum.

Dic mihi, quis furor eſt, ludo ſpectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

Ad eundem.

Quid te, Tucca, juvat gravitatem fingere vultu,
Ridetur gravitas ſi gravitate tua?

In Canem.

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
Cur ergo inceſtus inſimulare Canem?

In Armillum.

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
Non ſine teſte dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

Ad Olum.

In prece qui multus nimiusque eſt, otia dum ſunt,
Ille malas horas collocat, Ole, bene.
In prece qui multus nimiusque eſt, otia nec ſunt,
Ille bonas horas collocat, Ole, male.

Ad Neæram.

Te tam deformem qui pinxit, pulchra Neæra,
Blanditus Veneri, pulchra Neæra, fuit.

Ad Murlam.

Desine, Murla monet, nunc desine scribere nugas.
Tu legere ast nugas desine, Murla, prior.

Zerstreute Anmerkungen

über

das Epigramm,

und einige

der vornehmsten Epigrammatisten.

I.

Ueber das Epigramm.

(1)

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht, u. s. w. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernike, das gewöhnlichste geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrängen.

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war: das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: **Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika**; so wie auf die entgegenstehende: **Hier ist Peloponnesus, und nicht Attika**: so waren diese Worte das Epi-

gramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu seyn, was wir bey dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit, anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern.

Für das eine, wie für das andere erklärte sich Vavassor *). Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sey geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert. Gleich-

*) *De epigrammate cap.* 3. Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines Martial mit der trokkensten Aufschrift eines alten Denkmahls gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerley Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nehmliche, welche Skaliger, zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm, aufwirft *). Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genennt?" — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen

*) *Poetices lib. III. cap* 126. — Quam ob caussam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam breviatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appelata?

Namen führen können, und daß er nicht bloß einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaliger befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf ertheilet. Etwa sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr, als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmähler gesetzet wurden, und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüßig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind: so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornehmlich; „wer ist so dumm, daß er nicht „ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so „ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, „deren zwey zu machen?" —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bey meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmähler gesetzt wurden, Epigram-

men hießen: aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmähler gesetzt zu werden, weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinschaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neueren Lehrer der Dichtkunst, bey ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freylich ohnedies keine schulgerechte Definition an dem Orte *) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sey, als ein guter Einfall mit ein Paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glück-

G 2

*) *L'Art poetiq. Chant. II. v. 103.*

L'Epigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

lich vorgetragener interessanter Gedanke, eben eine Aufschrift ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bey ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmahle Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie seyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmahls eingeschränkt zu seyn; und es fehlt nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form seyn, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift, oder Aufschrift heißen



kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet: und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen, oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwey Theile sich fast in jedem derselben und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwey Stücke; in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird; und in deren anderm un-

sere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fodern.

Ich sage nehmlich: daß Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich sage „nach Art der eigentlichen Aufschrift:" so will ich, wie schon berührt, das Denkmahl zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet, und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederhohlen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.



(2.)

Unbemerkt sind die zwey Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen *). Da er sie nehmlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe: so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Voraussschickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwey merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bey, daß bey jenem, bey der eigentlichen

*) Epigramma igitur est poëma breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem; ne quis damnet prolixitatem. L. c.

Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beytrage, und folglich bey dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennet, dem beschriebenen Werke, so wie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwey, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherley gute Anmerkungen macht *). Aber auch er ist weit entfernt, diese Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das geringste zu folgern verstanden hat.

*) *Cap. 13, de partibus epigrammatis,* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, exposito rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epi-
„gramm hat nothwendiger Weise zwey Thei-
„le: der erste ist der Vortrag des Subjekts,
„der Sache, die den Gedanken hervorgebracht
„oder veranlasset hat; und der andere der Ge-
„danke selbst, welchen man die Spitze nennt,
„oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn
„interessiret." Gleichwohl läßt er unter sei-
nen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die
diese zwey Theile schlechterdings nicht haben,
deren Erwähnung ohnedies in seinem ganzen
übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet.
Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.

Grandeur savoir, renommé,
Amitié, plaisir, et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch so interessan-
ten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Ver-
anlassung dieses Gedankens? Wo ist der ein-
zelne besondere Fall, — denn ein solcher muß
die Veranlassung seyn — bey welchem der
Dichter darauf gekommen ist, und seine Leser
darauf führet? Hier ist nichts als der bloße

interessante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm selbst, das Epigramm nothwendiger Weise zwey Theile haben muß, so können diese, so wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache; sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke seyn soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden." Denn, wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beyspiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt: so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten seyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmahl aufstößt, so vermenget sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch

die Größe oder Schönheit des Denkmahls gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmahle genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedicht bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms, behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch ei-



nen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen; und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Klassifikation unter ihnen eigentlich einzuführen seyn dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweyerley Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelnen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweyten Theil eines Sinnge-

dichts sehr wohl abgeben: aber an und für sich selbst, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet *),

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses
Quod fecisse velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde es aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er,

*) *Lib. I, ep.* 9.

als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig seyn, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen:

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb? *)

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein: und doch ist jenes,

*) Erstes Buch S. 14. der Schweizerisch. Ausgabe von 1763.

bey vollkommen eben derselben Wendung, nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernike, so wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernike, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzelnen Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Muthe, als

einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten; so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bey keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden, als bei dem Owen. Nur daß bey diesem der Pedant sich unzählig öfter hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig seyn will. Ich halte den, in allem Ernste, für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geschwindigkeit, in ein individuel-

les

les Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren gerade zu, des Martials Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind: so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlössen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisiret mehr durch Beyspiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreyzehnte seines zwölften Buchs ist,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat;

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich, außer dem gegenwärtigen, nicht

noch drey bey ihm aufzufinden. Und auch bey den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabey im Sinne gehabt. Auktus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein großes mehr belebt; und wenn wir schon die angeredete Person, und die Ursache, warum nur diese, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen: so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand finde, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfsinne eines Wernike vorgetragen seyn, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Verinus und Pibrak, oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen seyn, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hülfsmittel des Gedächtnisses abgeben; aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten seyn dürfte. Denn sind z. E. die medicinischen Vorschriften der Schule von Salerno nicht eines sehr interessanten Inhalts? und könnten sie nicht gar wohl mit eben so vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen seyn, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lukrez

selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr seyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweyte Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Ausonius, die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen, und deren unter den Titeln, Icones, Heroes u. s. w. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nehm-

lichen Person, sondern in der Einheit der nehmlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdann, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, Falls man uns nicht etwas daraus schließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Skävola in folgende vier Verse zu fassen *):

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eins, wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht vielmehr als Ge-

*) Lib. I. ep. 22.

schichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae;
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen; um das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der „Irrthum uns geschwinder und sichrer unsre „Absicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte, „kühnste Anschlag," verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bey einigen Stücken der griechischen Anthologie, und bey noch mehrern verschiedner neuern Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sey dieses *):

*) *Lib. I. cap. 45.*

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ᾽ ἀμφοτεροις ἐγενοντ᾽ ἀκος· αἱς ὁ μεν ὑπνων
Εγρετο, τον δ᾽ ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger „lagen beisammen auf Einem Bette, und ei„ner wurde des andern Arzt. Denn in der „Wuth sprang jener auf, und prügelte diesen, „der im tiefsten Schlummer vergraben lag, „durch und durch. Die Schläge halfen bei„den; dieser erwachte, und jener schlief vor „Müdigkeit ein.“ Das Ding ist schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kuriret wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen; und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide durch einander

kuriret worden: auch aldann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theil fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse: sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich, aus eben diesem Grunde, ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nehmlich das, über das Schicksal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.

Mars est, Phoebus ait: Mars, femina: Junoque neutrum.
Cumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum? Dea sic ait; occidet armis:
Mars cruce: Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich; der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sey. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Skaliger und so viele andere gehalten haben; sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet sey: so möchte Herr Burmann, der jüngere, doch lieber vermuthen,

daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedies als einen besondern Dichter weiter nicht kenne *). Ich habe hierwider nichts; nur für ein Muster eines vollkommnen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen; es mag nun alt oder neu seyn. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts geringers, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet, oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden

*) *Anth. lat. Lib III. cap. 77.*

dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwey Brüdern und Weinkostern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerley Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung ungeschickten, kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende, bey dem Ausonius*):

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit iovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,

*) *Epig.* 21.

Quem laqueum invenit, nexuit et periit,

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte von Lahmen und Blinden *):

Ἀνερα τις λιπιγυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἡγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beyspiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte: es ist ein Apolog, eine wahre äsopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherley Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwey ange-

*) *Lib. I. cap. 4.*

führten, in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet *), hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm **): nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammen fallen, und

*) *Lib. I. cap 22. ep. 9.*

**) Die 16te des ersten Theils.



Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterinn des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden: da ich ohnedies damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig seyn kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als Einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann: es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, wel-

che ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmahle entsprechen soll, welches die Aufschrift führet: so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner seyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vozüglichen Denkmahle entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich seyn: wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am gemäßesten erkennet. Er kann ihn eben so wohl aus fünf sechs Wörten, als aus eben so vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius *):

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixiſſe anima redeunte renatum
Mutato fama eſt corpore Pythagoram:

*) Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.

Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat, ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est;
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri abstrictus relligione, silet.

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt *):

Αὐτὸν Πυθαγόρην ὁ ζωγράφος· ὃν μετὰ φωνῆς
Εἶδες ἄν, εἴγε λαλεῖν ἤθελε Πυθαγόρης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch „die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn „Pythagoras hätte sprechen wollen." Dieses übersetzte Faustus Sabäus so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dieß Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras"

*) Anthol. lib. IV. cap. 33.

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unsrer Sprache eben so gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maaß der Erwartung scheinet indeß, in dem gegenwärtigen Beispiele, weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben: sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und diesen bescheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechischen Originale, nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war. Wie viel schöner und genauer also Julianus so! *)

> Οὐ τον ἀνάπτυξαντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
> Ἠθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,
> Ἀλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονα· και ταχα φωνην
> Ενδον ἀποκρυπτει, και τοδ᾽ ἐχων ὁπασαι.

*) Anth l: c.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime
„Natur der Zahlen erkläret, hat der Künstler
„darstellen wollen: sondern den Pythagoras
„in seinem weisen Stillschweigen. Daher
„verbarg er die Stimme, die er vernehmlich
„zu machen sonst gar wohl verstand.“

Die Hauptregel also, die man, in Ansehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere! daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweyten Theile, nach dem Aufschlusse richte, und urtheile, ob und wie viel dieser durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet: z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß, oder ganz besonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen; ja lieber mehr als einen, und

immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freylich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freygebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launigter und beißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen, durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß *).

Donasti, Lupe, rus sub urbe, nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,

*) *Lib. XI. cp.* 19.

Clausae cui folium rosae corona est;
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tota possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Caledonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una;
Nam quo tempore peaedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur

müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinaus-laufen; so wie dieses griechische *):

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐκ δρυος ἀλλοτριας αὐτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν ὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθῦ προς τινα των ὁμορων.
Ει δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανῦς Επικῦρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, ὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor „Hunger mußte er sich an einer fremden Eiche „hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß „sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; „man mußte ihm seine Grabstelle auf benach-„bartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das „Feld des Menophanes gesehen, so würde er ge-„sagt haben, daß alles voller Felder wäre; „nicht, voller Atomen.„ Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergescho-ben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Klei-neres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele

*) *Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.*

des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll; da sie hingegen bey dem Martial sehr sparsam vorkommen, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter sich hat. Man lese das drey und dreyßigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci?
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse; tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani cariota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt;
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela;

Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da; sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts, als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freygebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth ist.

Wie aber der fertige Versifikator, in Erweiterung des ersten Theiles, oft zu viel thut, so

thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht selten zu wenig; wenn er nehmlich den ganzen ersten Theil in den Titel des Sinngedichts bringen, und sich den bloßen Aufschluß zu versificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben *). Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer

*) *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap.* 5. Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
„Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem. qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi duce-bat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist,

An zwey sehr schöne aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
„Blind wirst du dann Kupido, die Schwester Venus seyn.„

und das lateinische des Hieronimus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist,

Lumine Açon dextro, capta est Lecuilla sinistro.
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden; und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so, wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird,

zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beyfügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrift, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so, und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bey ihm in dem Epigramme selbst enthalten; und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert seyn, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweyte Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmahle erblicken: so dürfen

wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze seyn muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedies schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweytens, weil die Denkmähler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeygehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bey einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertiget seyn: für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man

sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bey allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist; ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eins.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werde kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz un Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, d er unter der Arbeit auf einen guten Aufschl geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, er sich vorgesetzt hatte; oder daß er, jenseits sein, noch einen andern erblickt, den er sich e falls nicht gern möchte entwischen lassen. deucht, so etwas ist selbst dem Martial folgendem Sinngedichte widerfahren *):

*) *Lib. III. ep.* 44.

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurino, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poeta es ein wenig zu räthselhaft vorkommen; und weil er jenseits der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraus sahe: so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen; oder, wenn man will, nach dem nehmlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est:
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem



> Piscinam peto: non licet natare.
> Ad coenam propero, tenes euntem.
> Ad coenam venio: fugas sedentem.
> Lassus dormio: suscitas jacentem.
> Vis, quantum facies mali, videre?
> Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu seyn, der uns, statt Eines Epigramms, in Einem zwey geben will? Besonders, wenn sie sich so gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das ist zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste seyn, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen Epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher; und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen,

dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat; und lautet so *):

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beyspielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigrammen enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eins: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwillt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinnge-

*) *Poetices Lib. III. cap.* 126. Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

dichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo „der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzu„denken findet, wo er unvermerkt, und zuwei„len ehe er es verlangt, zu dem Schlusse ge„führet wird," den andern weit vorziehet, „in „welchen der Leser nur durch weitläuftige und „nichts bedeutende Umstände von dem allein „klingendên Ende aufgehalten wird." Wernike hat allerdings recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug; und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernike eben-

falls, welches er von jener vorzüglichen Art des Sinngedichtes geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe *):

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
„So wie das Laster für die Tugend
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
„Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzugewinnen,
„Und durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laster ihm versagt,
„Der Tugend selber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt,
„Verbrennt, entwafnete sein' und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

*) Seite 38.

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen," aufhören sollen; wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens; mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr; denn Skävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hieher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre: denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen: hier bewundern wir sie als Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler, als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der

Aufschrift zugleich, entsprechen sollen: so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: so wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martial auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging. *).

*) Lib. V. ep. 38.

In Poetum.

Puella ſenibus dulcior mihi cygnis,
Agna Galeſi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior ſtagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paeſti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod ſuccinorum rapta de manu gleba;
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis ſciurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion buſto,
Quam peſſimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Noſtros amores, gaudiumque, luſusque.
Et eſſe triſtem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulſans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae puder mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, ſuperbam, nobilem, locupletem.
Quid eſſe noſtro fortius poteſt Paeto?
Ducenties accepit, et tamon vivit.



Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten, sehne. Betrübniß macht sonst so gutdenkend; und boshafter Witz verstummet sonst so leicht bey einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontrasten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm seyn, und wenigstens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieser beym Scarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux dont la vaine ſtructure
A témoigné que l'Art, par l'adreſſe des mains,
Et l'aſſidu travail, peut vaincre la Nature!

Vieux Palais ruinés Chef d'oevres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnient tablature!

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude,
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois - je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Die Posse thut ihre Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch gerathen wie er will; wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses skarronschen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu seyn scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr

wartung gesetzt; ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina, und die französischen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter diesen Worten nichts anders verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht seyn kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen; wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen, oder pointe,

man etwas meynet, was bloß das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel, als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anziehendes größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert, oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müsse? der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter, oder in falscher Münze zu bezahlen?

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet: eben so ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag' ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben, wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen versteht!

Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem, und dem wahren so nahe kommendem Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innnerer Werth nur wenig geringer ist, als der echten; so daß der Münzer wenig mehr als den Schlagesatz dabey gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten vom Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist,

dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige seyn muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen: wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu sehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von solchen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu seyn: genug wenn der Blick des Lesers auch nur gera-

de vorbei schießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sey statt aller *).

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rictam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Er utramque coxam leporis, et duos armos;
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos in sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum,
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,

*) Lib. VII. ep. 19.

Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmuzigsten Brocken so gierig zusammen raffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen, und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten, aller Zeiten und Völker, aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen *): Scitis esse notissimum ridi-

*) de Oratore lib. II. c. 65.

culi genus, cum aliud exspectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero setzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweydeutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweydeutigkeit überhaupt sey, brauche ich nicht zu erklären: eben so wenig, als ich nöthig habe Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse, alzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar, auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweydeutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes seyn, und dem Ernste selbst Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, sagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco,

co, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweydeutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bey einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bey denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht

haben können *). Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

*) *L. c. cap.* 57.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catull allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung, der martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sey: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catull haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden

die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso *), ein Disertissime Romuli nepotum **), ein Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa ***), für Sinngedichte halten kann: der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. So gar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae, und andere, die so unzähligmal nachgeahmet und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas Besseres sind: und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung, in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte; da es die schönste

*) Carmen 44. **) Carmen 50. ***) Carmen 59.

Ad Calvum de Quintila.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr bald weniger zugeschliffen seyn kann, so wie sie es auch wirklich bey dem Martial selbst ist.

(2.)

Ich getraue mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius selbst fertig zu werden.

Denn so ein großer Verehrer des Catull Naugerius auch immer mag gewesen seyn: so ist doch gewiß, daß er den Martial eben so wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieses hingegen kann darum nicht seyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catull; welches bereits Vavassor, und noch ein Gelehrter*), ob schon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit,

*) Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et w. Vol. II. T. II. p. 208.

noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem Riccius*), die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war, er, dem Politian und Erasmus viel zu barbarisch schrieben. Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martial zugleich mit verwarf, so geschahe es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen, und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen, am ersten verleiten. Denn die nehmlichen Schlußfälle, so bald sie nur einer altrömischern Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zwey und vierzigste seiner Gedichte, in der Ausgabe der

*) Barthol. Riccius de Imitatione lib. 1.

Vulpii. Das letztere ist auf sein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

—Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial seyn, als dieser Schluß? Nur freylich, das ihn Martial vielleicht mehr zusammen gepresset, und anstatt in vier Zeilen, nur in zweyen würde gesagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut seyn, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr seyn, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catull gewesen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewissen den Musen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen

sey. Naugerius zeigt sich, in seinen Gedichten selbst, auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catull: er ist bey weitem kein Cotta, der, um eben diese Zeit, seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte, und besonders in der Rauhigkeit des catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren seyn kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah: so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catull, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marot dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste und richtigste, und beste wäre: sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. Facit versus, schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus *), quales Catullus aut

*) *Ep.* 16. *lib.* 1.

Calvus. Quantum illis leporis dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial, vor dem vollkommensten Nachahmer des Catull, auf uns gekommen ist; wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sey.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catull gemacht zu haben glaubte; und von deren Ungründe ich auch jetzt nicht so völlig

überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der, bey allmähliger Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine, und eben so räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes, und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catull, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuskripte genommen zu seyn scheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange seines Kommentars über den Dichter, bekannt; wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul,
Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum praetereuntis iter.

Quo licet ingenio vestrum revocare Catullum,
Quovis sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst, oder vielmehr der Dichter selbst, redend eingeführt wird, um uns zu sagen, durch wen, und von wannen, er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sey. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sey: so möchte es hingehen. Allein er behauptet gerade zu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwey Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem longis a finibus eben so wohl Deutschland, und jedes andere Land, verstanden werden kann, als Frank-

reich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmahl anzugeben, aus welchem wir den Namen dieses Finders errathen sollen. Denn die Worte Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catull, dieses Veronesers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sey. Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es seyn: nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sey diesem Lande bey Wiederherstellung der schönen Litteratur sehr

vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter andern, auch dem Skaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catull durchaus nicht einräumen wollte *). Er merkte an, daß das nehmliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catull befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sey, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catull macht **). Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Egigramm vom Guarinus sey; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von

*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

**) Zuverlässige Nachr. Th. 1 S. 470. „Was noch „vorhanden ist (vom Catull nehmlich) hat Baptista Gua„rinus, aus Verona, in Frankreich wieder gefunden.

dem Kompatrioten und Erretter des Catull; und der Fehler, den er dabey begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nehmlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch: denn er soll ja nicht seinen Namen von Francia haben, sondern Francia ihm seinen Namen a Calamis beygelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpungirt gelesen, als Skaliger. Nemlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit Francia cui nomen *).

Und

*) Zwar steht bey ihm selbst das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler.

Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

Und so hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Bestimmung des longis a fluibus in der ersten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für sich allein genommen, freylich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht; und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Skaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer seyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich a calamis ableiten lasse. Angenommen nehmlich, daß a calamis so viel heißen soll, als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann, und man nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch



Plumes heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catull gewesen wären? Allerdings; und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung,

*) Historia Gymnasii Patavini. T. II. p. 184.

daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medikus; sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmahle zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beygelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe.

Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskripte des Catull, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das ist, thalamis. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen Andern sein Glück versuchen lassen, und nur noch anmerken, daß besagtes Manuskript, auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Skaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter.

welche beym Skaliger keinen Verstand hat, stehet, anstatt cursum, *turbae*: und so scheinet doch einigermaaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius*), ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius,

*) *Biblioth. lat. T. 1. p. 63.*

den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktion der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich sie auch in dem wolfenbüttelschen Manuskripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile, anstatt revocate, *celebrate*; und in der sechsten, anstatt clausa, *causa.* Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo sind die Scheffel anders, als in den Scheuren? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

III.

Martial.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bey den Griechen sowohl als bey den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen: daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte klassificiren können, oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beygelegt: Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius stellte es frey, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Klei-

nigkeiten beylegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Sylbenmaaße überschrieben hatte *).

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle seyn mögen: so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste, haben ohne Ausnahme das Merkmahl, woran ihre Verwandschaft und Belangung zu der nehmlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten, der Zeit nach, gehöret: so ist er auch, noch bis jetzt, der erste, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht, als er, und nie-

*) *Lib. IV. ep.* 14. Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

mand unter so vielen so viel gute; und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächsten kömmt, ist unser Wernike. Beyder Reichthum ist fast gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen: Wernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Fingern spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie



schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feyerlicher, gleich ehrlicher Mine bieten sie den unächten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bey einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bey einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß seyn: und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nehmlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das

Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martial — wer kennt es nicht? — ist dieses *):

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nehmlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte." Freylich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Aus-

*) Lib. I. cp. 48.

leger des Martial giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen; wie z. E. Raderus *): dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte, I nunc et ferrum, turba molesta, nega! sind die Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bey der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bey dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können; wie sie denn auch wirklich so etwas sagte**). Aber der Porcia, mit

*) Bey dem diese letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt.

**) *Plinius ep.* 16. *lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negaretis.

den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martial unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sey Markus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten, und zugleich den nächsten Platz nach dem Martial zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken! *)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negaris
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der

*) Deliciae Poet. Ital. P. I. p. 707.



Porcia bekannt seyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bey dieser letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken sollen? Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht seyn muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova, versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil; und so: *)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich, unter allen möglichen Todesarten, gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? sie habe

*) Deliciae Poet. Ital. P. II. p. 565.

mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? sie habe — Doch was ist leichter, als über so etwas zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius: dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuern, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle; und setzt endlich hinzu *):

> Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla,
> Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eignen Pfeilen; besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist.

*) Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

Oder, wenn es ja Feuer seyn mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernike; und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwey Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martial.

1 *).

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
„Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und isset Feur, weil er aus Lethe Wasser trinkt.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feur in ihrem Herzen.

Ich hätte große Lust, nach dem Beyspiele des Plutarch, elenden Witz mit elendem Witze zu

*) Zweytes Buch, S. 45.

verlachen, und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia, anstatt Feuer, nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bei alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martial überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nannte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sey, wofür Virgil in seiner größern gelte; wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet: so hat sich niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmen

Ge=

Geschmacke zu seyn. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen; und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend eine Anstrengung, ihm nach zu empfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen eben so viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele *): denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unablässig als eine der ersten in der Welt betrachten: oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonderes auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern

*) Lib. IV. ep. 49.

so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist; und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martial in den neueren Zeiten mehr geschadet, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön seyn könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meynten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, kranken, ansteckenden Theile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe seyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten

Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, das was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martial über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts dawider einzuwenden sey, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bey so unreinen Gedichten bestehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht so wohl um ihrer Meynung überhaupt beyzutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beyzutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des Sit-

lichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freye Sprache zu führen, und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrükken, was der Wohlstand, außer dieser Absicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte eines der leztern zu betrachten. Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bey ihm uns schon so viel Abscheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das drey und vierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:

Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae, figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am muthwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meynet: so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück *). — Ich

*) Cap. XI. — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. Facundos mihi de libidinosis etc. Est

kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von seinem freyesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu seyn geglaubt haben; und ich meyne, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?„ hätte Martial sagen können; „ich mit dir, Sabellus, in gleicher „Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was „täglich um und neben mir geschieht; der ich „es höchstens nur eben so ohne Scham sage, „als es geschieht; der ich es aber auch so ohne „Scham sagen muß, wenn es ein Brand-„mahl für den werden soll, von dem ich es „sage: was habe ich mit dir gemein, der du „zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so „gut zu bestreiten suche, als sich etwas Straf-„bares durch das Lächerliche bestreiten läßt,

hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

„der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen „verführerischen Beredsamkeit anreizest? Die„ses anreizen, diese Erweckung der Begierden „ist es, was ich eigentlich an dir verdamme, „und mich auf keine Weise trift: nicht die „nackten schamlosen Worte, die ich freylich „eben so gut brauche, als du; aber zu einer „andern Absicht, als du. So gar räume ich „es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte „weit mäßiger, weit bescheidener bist, als ich. „Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto „schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk „recht wohl verstehest, welches eins von denen „ist, die einen Menschen um so viel schlechter „machen, je vollkommner er darin wird. Du „magst es bald weggehabt haben, daß sich „die Begierden bey dem Verfeinten, Versteck„ten, welches mehr errathen läßt, als aus„drückt, weit besser befinden, als bey dem „plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest „du dieses, und verschwendest an jenes so viel „Witz und Blumen. Bey Leibe nicht, daß du „jemanden Röthe in das Gesicht jagen soll„test! Röthe ist Schamhaftigkeit, und Scham„haftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furcht„

„samkeit. Wie taugten diese in deinen
„Kram? Lieber umgehest du diese Vorposten
„der Zucht so weit, so leise, als nur mög-
„lich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner
„Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu
„bringen. Ich beleidige sie dann und wann;
„aber es geschieht, um sie thätig und auf-
„merksam zu erhalten. Immer nenne mich
„einen ungeschliffenen, groben Spötter; einen
„ekeln Possenreißer, wenn du willst. Wer
„wird nicht lieber ein Spötter seyn wollen,
„als ein Verführer? nicht lieber ein Pos-
„senreißer, als eine listige, gleissende, maul-
„spitzende Hure? Frage bey dem Didymus
„nach, wessen Gedichte seine Mädchen am
„liebsten lesen? ob meine, oder deine? welche
„von beiden sie ihren zaudernden oder ent-
„kräfteten Buhlern vorsingen? mit welchen
„von beiden er sie selbst in dem Geschmacke
„ihres Berufs erhält? Dich allein kennen
„sie; du allein liegst auf ihren schmutzigen
„Nachttischen. Ganz natürlich! Denn ich
„schlage, und du kitzelst. Zwar, höre ich,
„soll es auch eine menschliche Gattung von
„Waldeseln geben, deren dicke Haut meine

„Schläge selbst zu Kitzel macht. Aber wer
fragt nach der? An der ist nichts zu bes-
„sern, und nichts zu verderben; und wenn
„es meine Schläge nicht sind, welche ihr
„juckendes Fell krauen, so ist es der erste der
„beste Eckstein,„ u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in
dieser Rede, welche ich dem Martial in den
Mund lege, den Sabellus weit weniger
strafbar annehme, als er in dem angeführ-
ten Sinngedichte erscheinet. Denn es ver-
steht sich von selbst, wenn Martial gegen den
allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger
der unschuldigern Wollust, sich auf diese Weise
vertheidigen kann, so wird er seine Sache,
aus eben den Gründen, um so viel mehr
gegen den wahren, eigentlichen, mehr als vie-
hischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt
unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf
die bloße schamlose Erwähnung unzähliger
Gegenstände an, durch welche meistens nur
eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich
mehr von gesellschaftlichen Verabredungen,
als unmittelbar aus der Natur des Men-
schen herschreibet: sondern es kömmt auf die

anlockenden Sophistereyen an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedies schon so vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martial keiner weitern Ausflucht bedürfte. Und doch bedarf es einer noch sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fodert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht Folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden

wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martial begegnet sey, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich; und ein unwidersprechliches Beyspiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kayser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen,

nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben, sprechen?

Martial bekennt ohnedies, daß er nicht immer aus eigener Willkühr gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so unschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sey, einen gescheidten Einfall zu haben*)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaaßen von dem moralischen Charakter des

*) *Libr. XI. ep. 48.*

Martial nun alles abzulehnen, was ihm nach-
theilig seyn könnte. Aber wenn der Dichter
so schlimm nicht war, als sein Buch: wird
denn darum auch das Buch im geringsten bes-
ser? Gewiß nicht. — Doch dieses, gegen Tu-
gend und Wohlstand in einen unbedingten
Schutz zu nehmen, darauf war es von mir
auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bey der
letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte
leicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen,
bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters,
den er von sich selbst versichert, desto wahr-
scheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also
der Mühe, sie, ohne Rücksicht auf diesen
Punkt, durch einige Beyspiele mehr zu er-
härten; und wo möglich durch einige einleuch-
tendere, als das einzige angeführte, in wel-
chem zwar freylich nicht der Dichter, sondern
Domitianus spricht, aber doch mit dem Dich-
ter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man
meynen, verstünde es sich von selbst, daß die
erste Person darin nicht der Dichter seyn kön-

ne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bey den andern Beyspielen zeigen, von welchen sich das nehmliche verstehen solle. Das ist: man dürfte die Anmerkung, nach Maaßgebung dieses Musters, nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martial. Hat Martial, während seines vier und dreyßigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt: sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drey

Kindern waren: so machte er an seine Frau folgendes Epigramm*):

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?„ Oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündiget? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht **),

*) *Lib. II. ep.* 92.

**) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute p.* 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn: und beweisen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich unverehlichten ertheilet worden.

Aber freylich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freylich von seiner Frau eben nicht einem jeden auf die Nase bindet *):

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare, und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu

*) Lib. III. ep. 92.

keusch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt *).

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
 Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
 Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo scheinet sie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte **). Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: so daß es kaum zusammen zu reimen stehet, wie eine, ihrer Gemüthsart nach so sittsame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheirathet gewesen seyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bey ihm die Rede ist, seine eigene darunter verste-

*) *Lib. XI. ep.* 105. **) *Lib. XI. ep.* 44.

hen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheyrathet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heyrathsregel ertheilet *)?

Uxorem quare locupletem ducere nolim,
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foeminae virque pares.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heyrathe, und warum er sie dennoch wohl heyrathen möchte **)?

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Witwer gewesen seyn? oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines

*) *Lib. VIII. epigr.* 12. **) *Lib. II. epig.* 49.

andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eins von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für, noch wider die Frau des Martial aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen: so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern daß er sich erst in Spanien verheyrathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sey es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen *). Er sagt von ihr unter andern auch, daß sie nie in Rom

*) L. XII. ep. 21. 53.

gewesen: und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ohngeachtet mit ihr schon verheyrathet gewesen, und die ganzen vier und dreyßig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

(4).

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters, will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson, dessen Schrift mir eben nicht bey der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters, seine Gedichte. Das was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn

einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm seyn sollte: so vermissen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nik. Antonio *) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derselben, gemeynt seyn. Denn ob der Dichter auch schon von diesen, an mehr als einem Orte, eine sehr bescheidende Meynung äußert: so konnte er sie doch so weit nicht herunter setzen, noch weniger das für

*) Bibl. Hisp. vetus, p. 65.

unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftiget finden.

Der Quinktus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch hindere, war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb, oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede seyn kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martials so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache: weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nehmlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenal führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt

bey ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnet *)? Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu seyn glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre: so wäre es freylich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius seine Ausgabe des Martial vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der bodlejanischen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen **). Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martial, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am ungestümsten aber stieß sie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz

*) Animad. in Spectac. p. 28.

**) Nehmlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 701. 102. 103.

am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören; Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Scriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von wel-

chen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase, als Nase, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bey dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich sieht? So lange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Mar-

tial, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben? Verhält sich dieses aber so: warum sollte es nicht möglich seyn, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich seyn, daß eben daher Ein Manuskript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuskripts immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist, als der kahle Machtspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: so will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:



In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth *) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est; peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martial erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigstens, wo ist das Mönchmäßige in diesen zwey Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen seyn, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen

*) Adversf. lib. XXIII. cap. 6.

übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen; sogar das allerschlechteste In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit seyn kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Skriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe, von noch so weniger Erziehung, haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Skriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martial angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis, zusammengeschrieben habe: und dieses hätten die neuern

Herausgeber des Martial nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius, als diese weit verfänglicheren des Skriver, ohne Unterschied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beygefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meyne das bekannte Manuskript, welches Salmasius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Theile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.

Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meyne ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sey.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedies schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letz-

tern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon *), oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift, der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martial zu verkaufen hatte, Quinktus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bey eben demselben, sondern bey einem andern, Namens Atrektus, zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt **). Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nehmliche, durch den Quink-

*) Lib. VII. ep. 10. **) Ep. 118.

tilian sein Werk ausgehen ließ) besonders die Xenia und Apphoreta desselben gehabt zu haben scheinet *): so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen, und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen, und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen seyn, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu seyn pflegen. So gar hat es das Ansehen, daß sie bey einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs.

Qui

*) Lib. XIII. ep. 3.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
  Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
  Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
  Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
  Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen, Ubi libri venales, erschöpft den Sinn desselben bey weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen: nehmlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt; eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwey Zeilen unwidersprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis ist der Gegensatz von magnis; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde: dahingegen das erstere eine Hand-

ausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern bestand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freygelassene des Sekundus Lucensis ab: denn, wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrektus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon *), weil einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter selbst den Tryphon darüber einen Stich giebt **).

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Theil von dem Gewinnste etwas abbekommen, will ich dem zu untersuchen

*) *Lib. IV. ep. 72.* **) *Lib. XIII. ep. 3.*

überlassen, welcher Lust hat, die Alterthümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial weis machen läßt *); nehmlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Buches redet. Es ist klar, daß dieser Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martial auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentis nostros, cantatque libellos;
Ut pereat chartis littera nulla meis.

P 2

*) Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 52.



Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigen Einsicht die Ausleger den Martial insgesammt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist, oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten errathen können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern, eben so mühsam als vergeblich, aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe: so will ich nur ein Paar Beispiele anführen.

1. Eins von der letztern Art sey das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?



Jam defeciſſet portantes calda miniſtros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege ſumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe: doch das iſt längſt widerlegt. Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellet aus dem zweyten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog*):

Sextiliane bibis, quantum ſubſellia quinque
Solus: aqua toties ebrius eſſe potes.
Nec conſeſſorum vicina numismata tantum,
Aera ſed a cuneis ulteriora petis,
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis naſcitur iſta jugis.
Teſta ſed antiqui felix ſiccatur Opimi,
Egerit et nigros Maſſica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subſellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo

*) Lib. I. ep. 27.

Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein, und einen seines gleichen, bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bey denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meynen sie einmüthig, sey klar: denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nehmlich quinque numismata. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese quinque numismata nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher sie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, ist bey dem Skriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieset, und augenscheinlich darthut, daß sie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundert

und sechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verstanden werden könne: sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eins oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen, oder können?

> Nec consessorum vicina numismata tantum,
> Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert: nur daß einige die Millia in der Angst herbey ziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bey einzeln Widerlegungen nicht aufs

halten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücke waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bey dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae; und so wie es Tesserae frumentariae, oleariae, coenariae, nummariae gab *), warum sollte es nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß; die quinque numismata waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freygebig damit seyn konnte. Warum sollte man einen

*) Torentius ad Suet. Aug. c. 41.

andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fodern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tesserae nach keiner Abänderung in das elegische Sylbenmaaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweyten Beyspiele wähle ich das ein und funfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist; nehmlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam, und das er daselbst folgendermaaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit

Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
Plurima cum toto lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini sed tua, Ceste, manus. —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesen Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzet werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer Phiala

macht *): κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ερειδεσθαι, αλλα κατα το σομα. Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist, und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen, — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß sie von Gold gewesen sey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meynung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den ersten Anblick, die wahrscheinlichere zu seyn scheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es

*) *Lib. XI. p 501. edit. Dalech.*

der Mühe werth macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder wer weiß was? gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbarem Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vor erst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar, sollte ich es fast nöthig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen von Silber gewesen, für berechtiget, in dem Lampridikus eine Stelle zu ändern *), in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und Phialas lenas in eben so viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bey dem allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile für Zeile erwogen.

Die ersten zwey, in welchen der Dichter

*) Cap. 4. vitae Alex. Sev.

den Meister seiner schönen Schale errathen will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor nur Werke in Erz oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich, eben so wohl Werke in Stein als in Erz, bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweyte und dritte nun:

> Livescit nulla caligine fusca, nec odit.
> Exploratores nubila massa focos;

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es nulla caligine fuscum sey. Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe?

Nubila massa kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle kömmt, so ist es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel zu erforschen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zusatz verfälscht sey? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die Probe

des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edle Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Komposition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Komposition, sondern echter natürlicher Stein sey, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu seyn verlangen; wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die vera Electra? Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das Succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeinet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letz,

tere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es zweyerley Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist *). Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieser zweyten nachgemachten Sorte, meynen sie, sey die Schale gewesen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß sie demohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilet worden?

*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

worden? Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringste Unterschied kommen könne? Feines Gold ist feines Gold; und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermischen könne, als die andere; da sich die Natur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beyleget. Quod est nativum, sagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich seyn, wenn sie auch schon nicht, durch die ungereimte Unterscheidung zweyer Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind: denn kurz, verd

Q

electra sind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernstein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt, flavo radiat metallo, das hat freylich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten, oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst, den lakonischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall *):

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Ver-

*) Lib. VI. ep. 42.

stande sogar von der gelblichen Wolle der spanischen Schafe sagen dürfte *):

Vellere nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu seyn aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweydeutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müsse.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser, über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meynung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hieher; ohne uns jedoch

*) Lib. XI. ep. 62.

zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen seyn: wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen seyn: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibt? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bey dem Plinius auch verrucae heißen: und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen; so

nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas *), als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu seyn scheinen. Und was kann nun deutlicher seyn, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich, das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

*) *Nat. Hist. lib. XXXVII. c.* 12. Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis — — mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13. Factitiis pustulae in profundo apparent.

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hieher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerley Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — An potius claudit (*luna*) orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobey kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meyne nehmlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen: und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula, zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des

Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfodert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfsinn: ich meyne, feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu seyn scheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden *).

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

*) *Lib. I. ep. 41.*

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern lieset, und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter, bey einer so hohen Verwünschung, durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neunzehn Theile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde; und das Eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter seyn muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnü-

gen lesen soll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Mine darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er seyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht: ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloß gegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde dem Decianus ein so seltenes Lob ertheilet, daß er, nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen, selbst für nöthig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides, famaque novit anus:

Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Artibus, et vera simplicitate bonus:
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnae subnixus robore mentis,
Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit so fort das folgende; und urtheile selbst.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwey Epigrammen unter sich, schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was sich in ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen

Epigramms rechnen darf, daß so oft nachgeahmt, so oft übersetzet worden *).

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe: so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen; da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem Vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freylich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob schon der eine in einem ganz andern Verstande, als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen; daß sie dabey noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen

*) *Lib. I. ep. 48.*

Ärzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um so vieles richtiger, als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lakurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte; und lautet so:

Moles tanta tibi pendet ſub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te ſi addictum mittat ſententia campo,
Veſpillo ignorat, quod ſecet enſe caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die Veſpillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können, und daher immer sehr fremd geschienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martial. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Colesso, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beysammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariser von 1617 bey Mich. Sonnius in Folio, und die Skriversche von 1619 in Duodez, zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuscripte neuerlich

verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte: so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drey auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter: denn die andern beiden sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nehmlichen dritten, abgeschrieben zu seyn; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: Scriptum Ferrariae per manus Theo-

dorici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drey Handschriften auf Pergamen, so wie auch von der vierten auf Papier, nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aunsehmen würde. Z. E. in dem neun und dreyßigsten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geschickten Balansirer (Ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verschiednen Theilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von jeher das pericula ludas verdäch-

tig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen sollen, so viel als cum periculo ludere, oder so viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum; wie es uns die allzugütigen Ausleger freystellen: so streitet doch, das eine sowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben so witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bey dem Spiele sey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem sequitur, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drey von unsern Manuskripten, anstatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das pericula laudes nehmlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten; und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel

„Ge-

„fahrniß bei deiner Kunst sey! Es steht ja
„doch nicht in deiner Macht, das Schild fal-
„len zu lassen; es verfolgt dich wider Willen,
„u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterschen Ausgabe des Martial, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und obschon Salmasius selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den Exercit Plin. angewendet hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übertragen: so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten seyn.

(9.)

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer litterarischen Anmerkung über ein Paar Uebersetzer desselben; in Meynung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar *ganz*; auch nicht von wirklichen Grie-

chen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato in ein Griechisches übertrugen, das nun freylich nicht das Griechische des Thucidides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten: so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bey schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte: und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches Js. Kasaubonus, zu Paris 1607, zuerst herausgab. Es enthält

das dem Martial beygelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreyzehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kasaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maaßen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenae ipsae magis Atticae. Gleichwohl hat, hundert Jahre nachher, ein Mann, der sich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Kasaubonus dünkte, ausführlich gezeigt *), daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Skaliger der großen Pariser Ausgabe des Martial einverleibet hat, so habe ich lange in dem

*) Nehmlich Monnoye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 325 — 336. Edit. de Paris.

Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martial besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem Florilegio stehet, das gehöret nicht dem Skaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beyzufügen, nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio *) schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Skaliger gemacht, und sie auf zwey einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerey ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, wel-

*) Bibl. Hisp. vet. l. c.

tern Irrthum zu verhindern, in der Note *) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaliger in gedachte Ausgabe des Martial gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere, martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt: so glaube ich, daß die franzö-

*) Es sind folgende: *Lib. Spect.* (1.) (5.) (8.) *Ep. Lib. I.* (6.) 10. 17. 48. *III.* (112.) 113. *Lib. II.* 3. 13. 15. 18. 19. 78. *Lib. III.* 10. 12. 21. 78. 86. *Lib. IV.* 9. 47. *Lib. V.* 41. 44. 54. *Lib. VI.* 48. 53. 87. *Lib. VII.* 42. 48. 56. 75. *Lib. VIII.* 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. *Lib. IX.* 11. .47 63. *Lib. X.* 4. 43. 47. 54. *Lib. XI.* 18. 68. 69. 90. 104. *Lib. XII.* 10. 47. *Lib. XIII.* (59) (70) (78) *Lib. XIV.* 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martial; weil es solche sind, die Skaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen Einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur *I.* 112. und *XIII.* 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Skaliger nicht übersetzt hatte.



fische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stükke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velazquez, als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Litteratur so genau bekannten Uebersetzers des leztern, entzogen zu haben scheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal: und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein Paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek, und führet den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie ist auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerey geschrieben seyn. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem sich die Scioppii vergebens umgesehen. Eine Probe sey das fünf und siebzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte; und zu so einem Behufe, Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae si dederitis dafür lesen müsse. Ita lego, sagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis,

Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nehmlich, anstatt aram, arram oder arrham, so wie das Manuskript will: und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nehmlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Kommentar ist *).

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas;
Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuskripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches sich zwischen dem zwey und dreyßigsten und drey und dreyßigsten befindet: doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

*) Lib. XI. ep. 30.

2. Die zweyte Handschrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, ist unter den rhedingerschen Manuskripten der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese lieset manche Zeile viel schmeidiger, und dem Verstande gemäßer: wovon ich nur ein Paar Beyspiele geben will.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesen das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bey sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt *). Sciop-

*) Ad Lib. I. Od VII.

pius sahe sich daher auch gedrungen in seinen Anmerkungen zu sagen: τὸ cunque παρέλκει. Aber was ist so ein παρέλκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem rhedingerschen Manuskripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Judicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes, Melissus, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beyfügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrionides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd. Quaeque tibi posui

tanquam vernacula poma. Wenn es aber so- nach nur noch der Beystimmung von Hand- schriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des rhedingerschen als wol- fenbüttelschen Manuskripts vollkommen so lie- set. Es ist auch nothwendig, daß man so le- sen muß; denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenann- ten Anhang des Virgil, mit Jos. Skaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweyte verbesserte und vermehrte Ausga- be davon zum Drucke fast fertig gehabt, wo- von das Exemplar, in welches er seine Ver- besserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die Priapeia mit einem Manuskripte verglichen, und mancherley Lesarten beygeschrie- ben, deren aber die meisten offenbare Schreib- fehler sind; wenigstens ist keine einzige darun- ter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um

uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so korrekt zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachlässigkeit schuld seyn. Wenn Skaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vier und zwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonides in der Anthologie genommen sey: warum hat man demohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunktion der zwey letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indiguere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechischen Zeilen,

Αλλ᾽ ὡς ἐντεταμαι, φωρ ἐμβλεπε τουτο δ᾽ ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen sie nothwendig so aussehen muß:

— — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des gruterschen Martials wirklich beygeschrieben.

V.

Griechische Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden: so haben wir es dem Herrn D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beywortes zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologieen diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fodert, je mehr

sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Litteratur stolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes, fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

(2.)

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Herrn D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem heidelbergischen, nun vatikanischen Manuskripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthungen von dem barbarinischen Kodex, welchen Holstein und Allatius gebraucht, scheinet sehr gegründet zu seyn *):

*) Praefat. ad. Anth. Const. Ceph. p. XIX.

und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Denn was stellet sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen, und höchstens aus wenig Beyspielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren besten Zeiten, eigen war? Und diese Manier wofür hält er sie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martial, welche sich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraschung empfiehlt?

Gleich-

Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bey dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben, halten könnten! In dieser, des Agathias nehmlich, war ein eigener Abschnitt satyrischer Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserey gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freylich mehr Empfindung als Witz seyn mußte, nur auf die dedikatorischen und sepulkralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern, zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmahl machte: wie kann man ihn demohngeachtet zum allgemeinen Maaßstabe annehmen, nach welchem

es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebt und zu brauchen vergönnet haben?

(4.)

Es mag sich nun freylich wohl aus dem satyrischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin gehöriges findet, das ist von der Manier des Martial so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können; und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeynten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet: aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz

gewesen seyn: ihnen, die so gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bey denen sich mehr als Ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobey doch alles vornehmlich auf die Quellen der bey dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte *). Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist; aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferinn lieben kann.

(5)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken ge-

S 2

*) Cicero de Orat. lib. II cap. 63 et 71.

bildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eins von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nehmlich die Grabschrift, welche Meleager einem Ausigenes setzte *),

Παμμῆτορ γῆ χαῖρε· συ τὸν παρος ȣ̓ βαρυν εἰς σε
Αυσιγενην, κᾀυτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übergetragen **).

Mollia nec rigidus cespes teget ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris, non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesammten Anthologie ist, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen

*) Anth. lib. III. cap. 1. **) Lib. V. ep. 35.

Einfällen beholfen. Denn so viel Aehnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen; so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt seyn, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bey den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrinas *):

Υ τετρακυσι᾽ ἐςιν᾽ ἐχεις δε συ τȣς ἐνιαυτȣς
Δις τοσσȣς, τρυφερη πεντακορων Ἑκαβη.
Σισυφȣ ὠ μαμμη και Δευκαλιονος ἀδελφη,
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασιν τατα.

und diesem vom Martial **),

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

*) *Anth. I. II. cap. 9.* **) Lib. II. ep. 101.

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern seyn gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrinn, die gern länger scheinen möchte, als sie ist: nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur rathet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß; und Herr D. Reiske giebt es selbst für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varra Murena seyn könne *).

Hingegen ist zwischen folgendem des Martial **),

> Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et idem
> Inventus mane est mortuus Andragoras.
> Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
> In somnis medicum viderat Hermocratem.

und diesem des Lucilius ***),

*) Notit. Poet. Anthol. p. 248.
**) Lib. VI. ep. 53.
***) Anth. lib. II. cap. 22.

Ερμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht so unbedachtsam mit einem e Graeco hoc est expressum das Original des Martial geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernsten möchte ich dem Martial sein so bekanntes und noch immer so oft Anzuwendendes*)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Panici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt

*) Lib VI. ep. 19.

Farnabius in seinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 4. cap. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein schöner Kommentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen: was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, ist der nehmliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht*) Nun möchte ich zwar unter diesem nicht, wie Fabricius gethan**), den sogenannten Jatrosophisten verstehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweyten Jahrhunderte gemeynet ist, welcher Leibarzt bey den Antoninen war: so bleibt doch immer derjenige Dichter, der

*) *Anth. lib. I. cap. 39.*

**) *Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.*

ein Epigramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst, ist nicht schlecht: sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial, sondern eines dritten Musters seyn könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sey*), und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernet zu haben

*) *Adagior. Chil. III. cent. I.*



glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

(6.)

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wissen, was „man wissen müßte, um richtig davon zu ur„theilen, und nichts von so geringen Umstän„den abhange, als ein witziger Einfall.„

Es ist z. E. sehr möglich, und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas anders liegt, und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meynung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen wer-

den genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden: nehmlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bey einem tragischen Wettstreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, caussam mortis gaudium habuit*) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters**),

Εσβεσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἄνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt seyn. Zwey sehr verschiedene Todesarten, dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben, und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet eines dem andern

*) *Val. Max. lib. IX. c.* 12. *Plin. Nat. Hist. lib. VII. cap.* 53.
**) *Anth. lib. III. cap.* 25.



ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber dieses, oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier Statt fände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese, als Geschichtsschreiber, ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinlese, zu den feinern und menschlichern Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler dionysische Künstler; und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen: so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen

wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieses in der poetischen Sprache, mit Fortsetzung der nehmlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sey?

Eine dergleichen Auslegung weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden: sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr seinen Beyfall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu sagen scheinet, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides, und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht, oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben: dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der Μακροβίων sehr glaublich, welches Lucian [illegible]

möglich kann gewesen seyn. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet: aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

(7.)

Freylich dürfte, bey dem allen, dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweytes bey, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu seyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet *).

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοςρατε, χαιρ' ἱερον φαος,
Ειπε ταλαν· ὀυτως ἐυκοπος ἐςι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι' αὐτου
Εικονος ἡς ειχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

*) *Anth. lib. II. cap. 22.*

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist in seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welcher ein olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar wären die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der ge-

schworene Feind aller gesunden Augen sey: darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedies so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Eben so sinnreich würde man ja wohl alsdann auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sey, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man siehe sich vergebens bey den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich: aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Obsopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man sieht wohl, daß er durch propter imaginem das δι' εἰκόνος ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug?

Das wäre noch der einzige Verstand, den das propter imaginem haben könnte: aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit; τυφλȣ γαρ ὀντος ἀυτȣ ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι. Der Scholiast meynet nehmlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen, als dieses: „Da der Sieger blind geworden, „so habe auch die Bildsäule nicht anders als „blind seyn können." Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die olympischen Sieger erhielten; auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet seyn mußte *). Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche An-

*) Plinius H. N. lib. XXXIV. sect. 9.

wendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bey dem dreymaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte: und zweytens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bey dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweyter freywilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz; der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bey den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzet worden*). Da nehm-

*) Winkelmanns Anmerkungen über s. Geschichte der Kunst. S. 81.

lich die Bildhauerey nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll: so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerey. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine gründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde: so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst, die Malerey hier wiederum einzuholen. Sie machten nehmlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestigt war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme

die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde; und ich meyne, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit sonst vorwarf, nichts geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der äsopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kurirt hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn, unter dem zweydeutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellet wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverläßig darin gesehen habe*). Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählet**):

*) *Fab.* 21.
**) *Lib. IX. ep.* 98.

Clinicus Herodes trullam ſubduxerat aegro:
Deprenſus dixit, ſtulte, quid ergo bibis?

Dieſes Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt*):

Φαρμακιησι ρεδων λεπραν και χοιραδας αἱρει,
Τάλλα δε παντ' αἱρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieſes Schlages war unſer Dion. Dergleichen eingeſetzte Augen, als ich geſagt habe, waren Dinge von Werth; und dieſe brach Dion der Bildſäule ſeines Kranken bey einer guten Gelegenheit aus. Das iſt der eigentliche zweyte Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatiſche Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieſer zwiſchen der That, deren ſich Dion als Dieb ſchuldig machte, und der That, die er als ein ungeſchickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetiſchen Werthe hat die griechiſche Anthologie noch einen andern, der, wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem

*) *Lib. II. cap. 22. ep. 18.*

bey weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden, und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich hiervon nur ein einziges Beyspiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meyne den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nehmlich, daß Hero, die Heldinn des Gedichts, fern von ihren Aeltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe *).

*) *Vers.* 32.

Πυργον απο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr Unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt, als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos, der Tempel dieser Göttinn, an welchem sie stand, lag in der Stadt, in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeyert, bey dem sie Leander züerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht

zu antworten gewußt habe; bis ich endlich auf zwey Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherinn des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttinn an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte; und der Thurm, welchen ihre Priesterinn bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden, erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet so:

> Λιτος μοι δομος ὑτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
> Ἱδρυμαι, ποτερης δεσποτις ἠϊονος)
> Αλλα φιλος. ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
> Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.



Ἱλάσκευ τὴν Κύπριν. ἐγὼ δέ σοι ἢ ἐν ἔρωτι
Οὔριος, ἢ χαρυπῷ πνεύσομαι ἐν πελάγει.

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäu„menden Wogen Gebieterinn, hier am feuch„ten Ufer errichtet: und doch ist es mir lieb. „Denn ich freue mich, wenn weit und breit „das Meer vor mir erschrickt, und der Schif„fer mir seine Rettung danket. Versöhnet „Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich „bin es, die auf der stürmenden See mit „günstigem Winde beglücket.„ — Was Antipater δομος nennet, heißt bey dem Musäus πυργος: und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen, und vor Ueberschwemmung gesichert seyn sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche

Verrichtung erhellet, welche einer Priesterinn der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

> Κυπριδος ὑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ
> 'Αιεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,
> Οφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
> Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, „vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer zur „glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen erschrecken und fallen.„ Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß, bey entstehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherinn zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft der Priesterinn: und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nehmlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, ἐρωτος

ἀγαλμα*): und die Ausleger sind äusserst uneinig, wie dieses ἀγαλμα hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, (oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἀγαλμα soll das ξοανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttinn der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung, durch simulacrum, die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte; so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beywort laetabile, welches Kromayer dabey für nöthig erachtet, wäre eben so überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestim-

*) *Vers.* 8.

men. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Muthmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. z. E.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz*),

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach, ein berühmter Athlet zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm, aus der Stelle selbst, nicht: aber wie wenig ist das für ei-

*) *Lib. I. Epist. I. v. 28.*

nen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius, erinnerte sich, bey dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sey. Weil nun dieser Lykon, wegen seiner süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden: so entschied Heinsius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeynet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meynung des Heinsius noch lange so abentheuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nehmlich der farnesische Herkules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Alterhume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler, Namens Glykon, gearbeitet worden: so urtheilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und be-

rühmt gewesen, und daß sie es sey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres Meisters, wolle verstanden wissen*). Er machte

*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If tey did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horaces time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Linceus would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?„

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the antient mythology, than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure repre-

also aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menschen einen Stein.

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meynungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstehen zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen, als der, welchen Horaz selbst zum Beyspiele angezogen*). Es lautet so:

Γλυκον, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας; αἱ ἀνικητοι χερες,
Ἐρρον· τοιονδε προσθεν ȣ̓τ' ἐν Ἰταλοις,
Ὀυθ' Ἑλλαδι το πρωτον, ȣ̓τ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

sents him as having juſt finiſhed the laſt labour enjoined to him by the ordre of Juno; that is, juſt when ſhe had given up her purſuit of him as a perſon not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis Dial. IX. p.* 115. *n.* 10.)

*) *Anth. Ceph.* carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn ob schon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuschreiben: so haben doch beide, wenn man unter ersterm den Thessalonier verstehet, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beywort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz, als der griechische Dichter diesem Glykon giebt, scheinet die Sache vollends außer Streit zu setzen.

Lieder.

Lieder.

An die Leyer.

Töne, frohe Leyer,
Töne Lust und Wein!
Töne, sanfte Leyer,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger singen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute singen,
Ist nicht Lust, ist Wut.

Zwar der Heldensänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger.
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefsinn ein:
Um erst dann zu leben,
Wann er Staub wird seyn.

Lobt sein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leyer
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll Dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen sind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' selbst. Du kannst mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willst mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küsse.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit den Küssen nur noch spielt,
Und bey dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeynter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe
Steht mir als Kuß nur so weit an,
Als ich dabey mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther sehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freylich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und sein Freund.

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund! sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja klug genug.

Der Dichter.

O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte:
Hör' auf! du hast genug.

Bereit vom Stuhl zu sinken,
Sprach der: Du bist nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Elise.

Siehst du Wein im Glase blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannst du, du kannst trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lysias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannst du, du kannst lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Elise.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lysias.

Schwester! ich mich nicht betrinken?

Elise.

Wie verlangst du das von mir?

Lysias.

Wie verlangst du das von mir?

Elise.
Lieber mag ich gar nicht lieben,

Lysias.
Lieber mag ich gar nicht trinken,

Beide.
Geh nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm:
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beym Weine kehrt sichs um;
Dieses lernt an unsern Tischen.
Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau.
„Versoffner, unverschämter Mann„ — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun schon wieder hin?„ Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich soll so verlassen seyn? —
„Wer pocht? — Herr Nachbar? — nur herein!
„Mein böser Teufel ist zu Weine:
„Wir sind alleine.

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher stimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als das Wasser:
Dieß gestehn auch seine Hasser.
Wasser reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuser umgerissen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgerissen?

Der Sonderling.

So bald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sey ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn also nennt.

So bald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sey nicht klug;
Doch ists ihm lieb genug,
Wenn man ihn weise nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur diesem ists Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten seyn.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, seyn.

Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter,
Und diese scharfe Keuschheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine freyn;
Ich möchte schon ein Türke seyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und = = Doch sie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke seyn.

Alexander.

Der Weise sprach zu Alexandern:
„Dort wo die lichten Welten wandern,
„Ist manches Volk, ist manche Stadt.
Was thut der Mann von tausend Siegen?
Die Memme weint, daß, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Ists wahr, was ihn der Weise lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daselbst auch Wein und Mädchen statt:
So lasset, Brüder, Thränen fließen,
Daß, dort zu trinken und zu küssen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! sieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bey der kleinsten Hindrung stocken,
Der weiße Hals voll schwarzer Locken,
Der wohlgewachsne schlanke Leib,
Verräth ein junges art'ges Weib.

Komm Freund! komm, laß uns schneller gehen,
Damit wir sie von vorne sehen.
Es muß, trügt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis seyn.
Komm, eile doch! — o welches Glücke!
Jetzt sieht sie ungefähr zurücke.
Was wars, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich.
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küß' und merk' der Küsse Zahl.
Ich will dir, bey meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist,
Und du zehn Jahr älter bist.

Nach der zehnten Ode Anakreons.

Was frag' ich nach dem Großsultan,
Und Mahomets Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an,
Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg' ich ihrer Kriegesart,
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereyen salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen,
Und, wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit,
Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da, und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkst, du küssest länger nicht!
„Trink' aus! küß' aus! Von dannen!

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da, mein Freund? — Ey nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Gespenster.

Der Alte.

O Jüngling! sey so ruchlos nicht,
Und leugne die Gespenster,
Ich selbst sah eins beym Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenster,
Das saß auf einem Leichenstein:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

Als meiner Schwester Sohn verschied,
(Das sind nunmehr zehn Jahre!)
Sah seine Magd, die trefflich sieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngst verloren,
Hört' seine Frau, wie sie mir schrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drey Eulen schreyn:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

In meinem Keller selbst gehts um.
Ich hör' oft ein Gesause;
Doch werden die Gespenster stumm,
Ist nur mein Sohn zu Hause.
Denk' nur, sie saufen meinen Wein:
Das müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich eins davon zu seyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht;
Oft bringt mirs Angst und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen schläft allein;
Drum müssen es Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich ihr Gespenst zu seyn.

Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert
Und deinem flüß'gen Feu'r begeistert,
Stimm ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weisen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preisen?
Dein Ruhm, hör' ihn summarisch an,
Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O = = wie = = sau = = er = = wird es mir, = =
Dich = = nach Würden = = zu besingen!
Doch ich will mein bestes thun,
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! = = ich = = gähn' = = ich = = werde matt = =
Nun = = so = = magst du = = mirs vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann;
Du verhinderst mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm sauer.
Faul zu seyn, sey meine Pflicht;
Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willst du länger mit ihm wachen?
Morgen bist du selber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit seyn.

Die Planetenbewohner.

Mit süßen Grillen sich ergötzen,
Einwohner in Planeten setzen,
Eh man aus sichern Gründen schließt,
Daß Wein in den Planeten ist:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, sind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf seine Trinker schließen.

Der Geschmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geschmacks erhalten,
Was les't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze sprach?
Die Franzen sind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel spricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geschmack und Witz, es frei zu sagen,
War bey den Alten allgemein.
Warum? sie tranken alle Wein.
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein;
Warum? sie mischten Wasser drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon spricht:
Kind, lüge nicht!
Sonst werd' ich strafen müssen,
Und dich zur Strafe küssen.
Er droht mir, sieht verdrüßlich aus,
Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht.
Nur seit er spricht:
Du sollst mir fein mit Küssen
Die losen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schwestern, sagt, wo kömmt das her?

Die sieben und vierzigste Ode Anakreons.

Alter tanze! Wenn du tanzest,
Alter, so gefällst du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzest,
Jüngling, so gefällst du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du bist alt an Haaren,
Blühend aber ist dein Geist!

Nachahmung dieser Ode.

Jüngling, lebst du nicht in Freuden,
Jüngling, o so haß' ich dich!
Alter, lebst du nicht in Freuden,
Alter, o so haß' ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren,
Wo die Pflicht sich freuen heißt? —
Schäme dich! so frisch an Haaren,
Jüngling, und so schwach an Geist!

Der Wunsch.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schattigt kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen sehe,
Wünsch ich plötzlich blind zu seyn.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schattigt kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein schönes Mädchen sehe,
Möcht' ich lauter Auge seyn.

Der größte Mann.

Laßt uns den Priester Orgon fragen:
Wer ist der größte Mann?
Mit stolzen Mienen wird er sagen:
Wer sich zum kleinsten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer ist der größte Mann?
Er wird es uns in Versen schwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer ist der größte Mann?
Er bückt sich lächelnd; das will sagen:
Wer lächeln und sich bücken kann.

Wollt ihr vom Philosophen wissen,
Wer ist der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr schließen:
Wer ihn verstehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer ist der größte Mann?
Ihr seht, die Thoren alle sagen:
Wer mir am nächsten kommen kann.

Wollt ihr den klügsten Thoren fragen:
Wer ist der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch sagen:
Wer trunken sie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten,
Saß Lotte frech herab.
Wie mancher ließ sichs nicht gelüsten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen
Und sahe steif heran.
Ha! denkt sie, der ist auch gefangen,
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde:
Es ist ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollst du mich in allen Sachen
Dreist und klug, beherzt und weise,
Mir zum Nutz, und dir zum Preise,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollst du mich geneigt zum Lachen,
Unbesorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, singen,
Singen, wie du trunken singst.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeistert bringst.
Wie du mich willst ewig singen,
Möcht' auch ich dich ewig singen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch sie singst du so schön.
Aber diese Göttersäfte
Darf ich schmachtend nur besehn.
Dir rieth Venus Wein zu trinken,
Mir rieth sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben?
Kann es dieser Trank nicht seyn? —
Wie? Du willst mir Küsse geben?
Küsse, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küssen
Werd ich wohl verstummen müssen.

Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll spitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muster selber seyd.

Ich singe nicht den kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutsches Vaterland.
Ich fürchte jene Lästerzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir solch ein Ehrgeiz ein?
Das sind verwegne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzet seyn.

Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daß wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich.
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach: o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an, so küsse mich.

Die schlafende Laura.

Nachlässig hingestreckt,
Die Brust mit Flohr bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das säuselnd ihn durchstrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie schlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht gesehn zu werden.
Sie schlief, und weit und breit
Erschallten keine Nachtigallen,
Aus weiser Furchtsamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den sie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,

Der staunend bey ihr stand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich sanfte nieder,
Ich segnete, ich küßte sie,
Ich segnete, und küßte wieder
Und schnell erwachte sie.
Schnell thaten sich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that sich auf.

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Kniee sinken.
Es donnert! — Macht die Gläser leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zevs ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und seine Bühne
Stand mit erstaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiser Trinker ging vorbei,
Und schriee: welche Policey!
So müßig hier zu stehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Musik.

Ein Orpheus spielte; rings um ihn,
Mit lauschendem Gedränge,
Stand die erstaunte Menge,
Durchs Ohr die Wollust einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er sich, blieb horchend stehn,
Und ward entzückt, und schriee: schön!
So schön, als wenn bey meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,
Dann seh ich, ohne kritsche Schlüsse,
Dich tiefer als zehn Bentleys ein.

Dann fühl' ich sie, die süßen Küsse,
Die ein barbarscher Biß verletzt,
Sie, welche Venus, nebst dem Bisse,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt *).

Dann fühl' ich, mehr als ich kann sagen,
Die Göttinn, durch die Laura küßt,
Wie sie sich Amathunts entschlagen,
Und ganz in mich gestürzet ist**)

Sie

*) — — — dulcia barbare
Laedentem oscula, quae Venus
Quincta parte ſui Nectaris imbuit.

**) — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet;
Und Laura löscht die Phillis aus.
Sie herrscht im Herzen? nein, sie wütet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

Niklas.

Mein Esel sicherlich
Muß klüger seyn, als ich.
Ja, klüger muß er seyn;
Er fand sich selbst in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küsse.

Der Neid, o Kind,
Zählt unsre Küsse:
Drum küß' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich!
Geschwind, geschwind,
O Laura, küsse
Manch Tausend Küsse:
Damit er sich
Verzählen müsse.

Der Verlust.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor!
Du nur gingst nicht mit verloren,
Liebe, da ich sie verlor!

Der Genuß.

So bringst du mich um meine Liebe,
Unseliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünscht' ich dich?
Nimm sie, den Wunsch so mancher Lieder,
Nimm sie zurück, die kurze Lust!
Nimm sie, und gieb der öden Brust,
Der ewig öden Brust, die beßre Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich sie,
Und liebte sie sechs Tage.
Am siebenten erblaßte sie,
Dem ersten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauderndes Geschick!
Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel, ist für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele schon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo sie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten
kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Nestors Alter spare?
Ich habe, Troz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferlustbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern,
Ein Bienchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegslist nach:
Er lauscht' in Rosen und Violen!
Und kam ein Mädchen sie zu holen,
Flog er als Bien' heraus, und stach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Mensch schon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben süß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten lassen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig schmachten lassen,
Dieses sey sie nicht.

Der Tod.

Gestern, Brüder könnt ihrs glauben?
Gestern bey dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod verschone mich!

Lächelnd greifft er nach dem Glase;
Lächelnd macht ers auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt ers wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreyet,
Als er schnell sein Drohn erneuet,
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkst du, spricht er, los zu seyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Ruft er. Nur sey mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt,
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dieß den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn, beym Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem scheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und schwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet sie.
Ich, damit ich auch was thu, —
Seh' euch in dem Lehnstuhl zu.

Der Flohr.

O Reize voll Verderben!
Wir sehen euch, und sterben.
O Augen, unser Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich sicher anzusehen,
Laß erst den Flohr herab!

Die wider den Cäsar verschwornen Helden.

Cassius. Decimus. Brutus. Cimber.

Cassius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich sterben,
Eh Rom noch Königsfesseln trägt.
Wer sollte nicht mit Lust verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederschlägt?

Decimus.

Ja — aber ohne Rache sterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Cassius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch Einen freyen Morgen,
So hat die Knechtschaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Cassius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom steht, wenn Brutus Brutus ist.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beide bist.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König seyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererst den Wein.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo schenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche sehen.
Oft sieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier — — o das ist viel!
Hält den Satz für wahr und süße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müsse.

Ente, ists nicht die Natur,
Die dich stets zum Teiche treibet?
Ja, sie ists; drum folg' ihr nur,
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkst und singst dazu.
Neider nennen es zwar schnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neid'sche Welt
Als versuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Wasser trinken.
Und wie glücklich schätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Thier, ergieb dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterscheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung seyn.
Menschen sind von edlern Gaben.
Du trinkst Wasser, und ich Wein;
So will es die Ordnung haben.

Die drey Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bey,
Warum Naturreich dreyfach sey.
Die Thier' und Menschen trinken, lieben,
Ein jegliches nach seinen Trieben;
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb', und netzt den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweyte Reich,
Dem ersten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken;
Wenn Wolken träufelnd niedersinken,
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweyte Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier sind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe,
Er wächset ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? — —
Ein Stein.

Das Alter.

Nach der eilften Ode Anakreons.

Euch, lose Mädchen, hör' ich sagen:
„Du bist ja alt, Anakreon.
„Sieh her! du kannst den Spiegel fragen,
„Sieh, deine Haare schwinden schon;
„Und von den trocknen Wangen
„Ist Blüth' und Reiz entflohn. —
Wahrhaftig! ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,
Das weiß ich nicht; doch was ich weiß,
Will ich euch sagen: daß ein Greis,
Sein bißchen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küssen.

An die Schwalbe.
Die zwölfte Ode Anakreons.

Schwatzhafteste der Schwalben, sprich,
Was thu ich dir? wie straf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Scheere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus seyn?
Und willst du gern der Progne gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwätzerinn,
Mußt du von meiner Schäferinn
Mir meinen schönen Traum verscheuchen?

Die Kunstrichter und der Dichter.

Die Kunstrichter.

Ihr Dichter! seyd des Stoffes voll,
Den eure Muse singen soll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter.

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muse singen soll;
Ich bin, ich bin des Weines voll;
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunstrichter.

Du bist des Stoffes allzu voll,
Den deine Muse singen soll:
Darum geräth kein Lied dir wohl.

An die Kunstrichter.

Schweigt, unberauschte, finstre Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Thut mir es nach, und trinket Wein,
So seht ihr meine Schönheit ein.
Sonst wahrlich, unberauschte Richter,
Sonst wahrlich seht ihr sie nicht ein!

Ende des ersten Theils.



